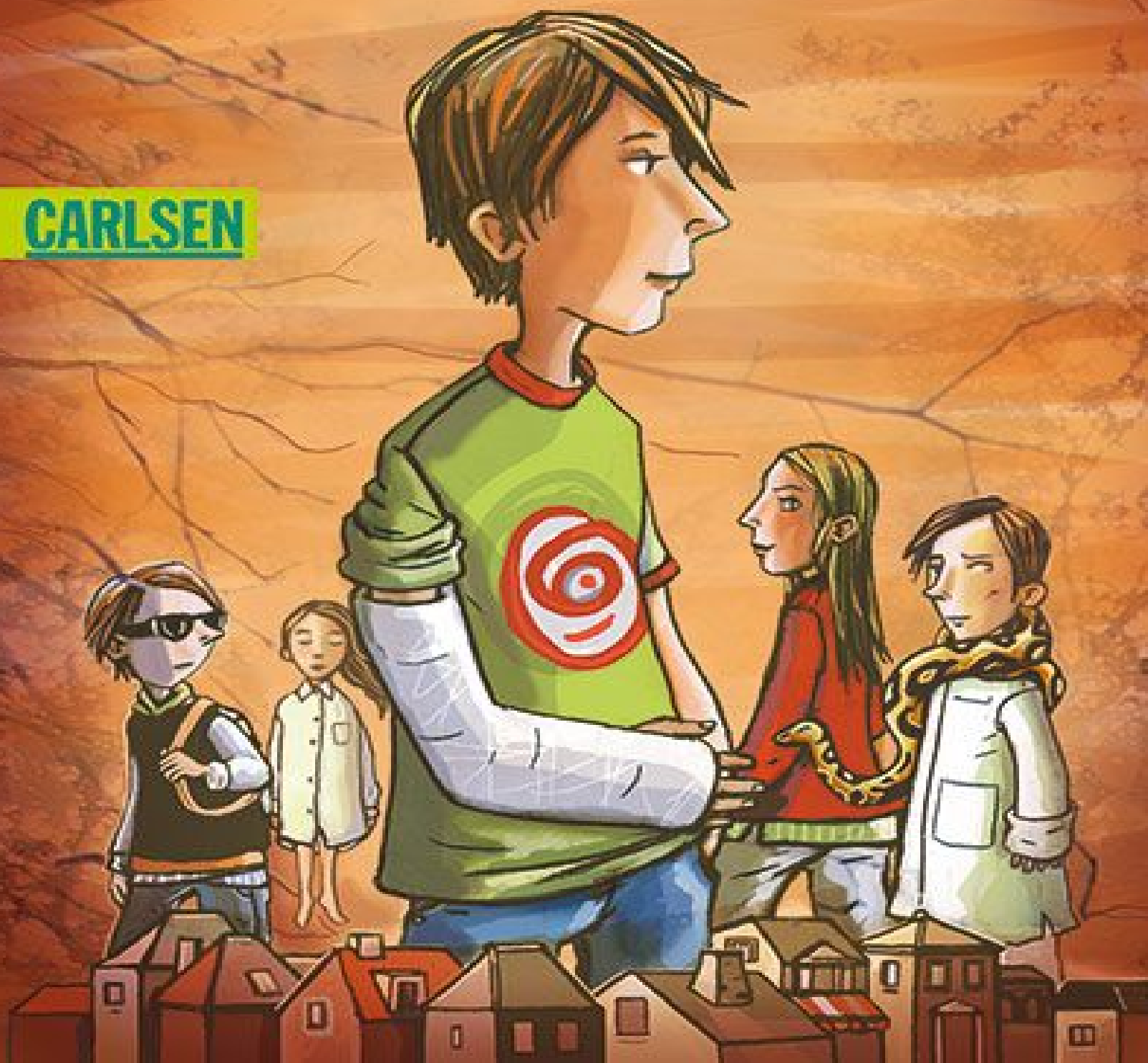


Andreas Steinhöfel

Paul Vier und die Schröders

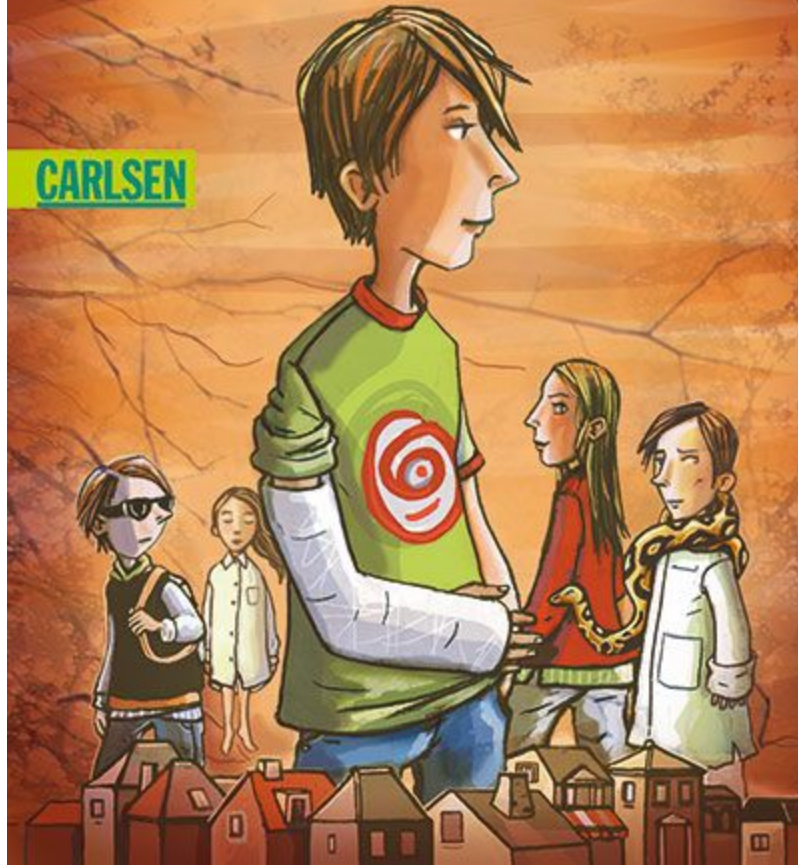
CARLSEN



Andreas Steinhöfel

Paul Vier und die Schröders

CARLSEN



Von Andreas Steinhöfel sind im Carlsen Verlag erschienen:

Die Mitte der Welt
Beschützer der Diebe
David Tage Mona Nächte
Der mechanische Prinz
Defender
Paul Vier und die Schröders
Dirk und ich
Es ist ein Elch entsprungen
Froschmaul Geschichten
Trügerische Stille
O Patria Mia!
Rico, Oskar und die Tieferschatten
Rico, Oskar und das Herzgebreche

CARLSEN Newsletter
Tolle neue Lesetipps kostenlos per E-Mail!
www.carlsen.de

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung,
Verbreitung, Speicherung oder Übertragung,
können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

Veröffentlicht im Carlsen Verlag
Copyright © 1992, 2006, 2008 Carlsen Verlag GmbH, Hamburg
Umschlagbild: Regina Kehn
Umschlaggestaltung: formlabor
Satz und E-Book-Umsetzung: Dörlemann Satz, Lemförde
ISBN 978-3-646-92048-2

Alle Bücher im Internet unter
www.carlsen.de

Für Dirk und Björn

1. Kapitel

Ich weiß noch, es war ein Dienstag, ein Dienstag im Mai. Durch das hohe Verandafenster fielen Sonnenstrahlen auf die missratene Käsetorte und auf das komplette *Bayerisch Blau*-Service. Die Luft roch nach Tabakrauch und diversen Parfüms, nach frischem Kaffee und dem bevorstehenden Sommer.

»Ich weiß wirklich nicht, wie das passieren konnte!« Frau Heinsel schielte verlegen aus dem Sofa heraus auf die Torte, die so flach war wie eine unbelegte Pizza. Dann strich sie nervös über ihr grünes Kleid, in das sie eine Falte gebügelt hatte, wo keine hingehörte.

Der Rest der Runde schwieg teilnehmend. Mams eingeschlossen waren es fünf Kaffeetanten, die sich in unserem Wohnzimmer versammelt hatten. Sie hatten vieles gemeinsam. Abgesehen von einer Vorliebe für Käsekuchen fanden alle Robert Redford total sexy. Alle benutzten den gleichen Weichspüler und alle hatten denselben Friseur, Herrn Gatzner, der diese *unglaublichen* Dauerwellen fabrizierte. Außerdem waren sie alle mit Leib und Seele Hausfrauen.

Ich saß in einem der Polstersessel mit den hohen Lehnen und versuchte zu lesen. Niemand beachtete mich. Wenn mehr als drei Erwachsene sich in einem Raum aufhalten, gibt es anscheinend einen geheimen Mechanismus, der Kinder und Jugendliche für sie unsichtbar macht. Ich kannte das schon und es war mir nur recht. Auf diese Weise hatte ich in den letzten Wochen erfahren, dass Frau Döller schrumpelige Haut an den Oberschenkeln hatte – Orangenhaut nannte sie das – und dass Herr Markowski in letzter Zeit beim Essen *tierisch* rülpste. Das Klo zog er auch nicht mehr runter. Frau Tauchmann befand sich zum zweiten Mal – aber diesmal ganz sicher – in den Wechseljahren und ihr ältester Sohn wollte den Wehrdienst verweigern. Letzteres fanden die Kaffeetanten übereinstimmend schlimmer als das tierische Gerölpe von Herrn Markowski.

Frau Döller brach das Schweigen. Die Frau des Direktors der Städtischen Sparkasse schaufelte sich ein großes Stück Torte auf den Teller und sagte: »Meine Lieben, ihr werdet nicht glauben, was ich letzte Nacht gesehen habe!«

Frau Markowski beugte sich aus ihrem Sessel vor und eine schwere Bernsteinkette rutschte aus dem Ausschnitt ihrer Trachtenbluse. »Ich glaub's dir, Mechthild«, sagte sie eifrig. »Also, was war es?«

Mams zwirbelte erwartungsvoll eine ihrer Locken um einen Zeigefinger. Frau Tauchmann hatte sich im Sofa zurückgelehnt und zupfte gespannt an ihrem linken Ohrring. Nur Frau Heinsel, die neben ihr saß, war immer noch nicht ganz bei der Sache. Sie schaute abwechselnd auf den Käsekuchen und die unerwünschte Bügelfalte und konnte sich offensichtlich nicht entscheiden, was von beidem schlimmer war.

»Also, meine Lieben«, sagte Frau Döller mit einem eleganten Wellenschlag ihres Doppelkinns, »ich darf euch mitteilen, dass letzte Nacht das Schröderhaus wieder bezogen worden ist.«

Das saß! Frau Döller war mit einem Schlag zum Star der Kaffeetafel aufgestiegen. Alle Augen hingen gebannt an ihren kirschrot geschminkten Lippen. Meine auch. Ich legte das Buch auf die Knie und wartete interessiert auf das, was jetzt kommen würde. Es interessierte mich wirklich.

Das Haus der Schröders stand direkt neben unserem eigenen. Es war etwas baufällig und unglaublich groß, riesig. Viel zu groß jedenfalls für die beiden alten Schwestern, die darin gewohnt hatten. Vor einem halben Jahr waren die Schröderschwestern gestorben, kurz nacheinander. Eine lange Rangelei um das Erbe hatte eingesetzt, die für Wochen *das* Gesprächsthema des Kaffeekränzchens gewesen war. Schließlich hatte eine entfernte Verwandte der Schwestern das Haus bekommen. Das wusste jeder, mehr aber auch nicht. Die geheimnisvolle Verwandte, eine Nichte zweiten Grades, war nie aufgetaucht. Bis jetzt.

»Erzähl!«, sagte Frau Heinsel. Bügelfalte und Kuchen waren vergessen.

»Wisst ihr, unsere Ursel hat doch diesen schlimmen Durchfall und ich konnte natürlich die ganze Nacht kaum schlafen«, begann Frau Döller.

Ursula von Hohenstetten war der dümmste Rassepudel, der jemals seine Haufen auf die Gehsteige der Ulmenstraße gesetzt hatte. Sie war ständig krank. Vor fünf Wochen war es noch die Frühlingsgrippe gewesen. Jetzt war es also Durchfall. Wahrscheinlich hatte Frau Döller sie wieder mit Gummibärchen gefüttert.

»Es war also gegen halb drei letzte Nacht«, fuhr Frau Döller fort, »als ich zufällig aus dem Fenster schaute, die Straße runter. Und da kommt dieser Wagen angefahren. Ziemlich schnell. So ein großer, vorne lang und hinten kurz, ohne Kofferraum. Ihr wisst schon, so einer, wo viele Leute reinpassen.«

»Ein Caravan«, vermutete Frau Markowski. Wenn er nicht gerade rülpste oder das Klo vernachlässigte, verkaufte ihr Mann Autos.

»Schon möglich«, sagte Frau Döller unwillig. Sie hasste es, unterbrochen zu werden. »Also, der Wagen – verbeult übrigens, sehr schmutzig – hält vor dem Schröderhaus. Alle Türen fliegen gleichzeitig auf und das Erste, was ich sehe, ist dieser Hund, der hinten rausspringt. Eine hässliche kleine Promenadenmischung, schwarz, mit Stummelschwanz.« Sie warf Mams einen mitleidigen Blick zu. »Er hat direkt an deinen Wacholder gepinkelt, Marianne.«

Mams zuckte gleichgültig die Achseln. Herr Döller hatte auch schon unseren Wacholder angepinkelt, als er irgendwann nachts ziemlich angeheitert auf dem Weg nach Hause gewesen war.

»Der Hund springt also auf die Straße und als Nächstes steigt diese Frau aus. Sie hatte den Wagen gefahren. Mitte dreißig, schätze ich. Lange dunkle Haare. Glatt.«

Das war wichtig. Schließlich hatten alle Kaffeetanten, Mams eingeschlossen, Herrn Gatzers *unglaubliche* Dauerwelle.

»Und dann fielen links und rechts die Kinder aus dem Auto. Nein wirklich! Sie fielen förmlich auf die Straße.«

Sie machte eine bedeutungsvolle Pause, in der sie sich eine Zigarette anzündete. Sie wusste genau, wo sie ihre Erzählung unterbrechen musste, um die anderen Kaffeetanten auf die Palme zu bringen.

Schließlich hielt Frau Markowski es nicht mehr aus. »Und?«

»Und was?«

»Meine Güte, wie viele? Wie viele Kinder?«

Frau Döller blickte triumphierend in die Runde, wartete einen weiteren Moment und sagte dann: »Vier!« Sie strahlte, als hätte sie den ersten Preis im Zählen von eins bis zehn gewonnen.

»Vier Kinder!« Frau Tauchmanns Stimme überschlug sich. Mams und Frau Markowski schnappten gleichzeitig nach Luft. Frau Heinsel stand der Mund so weit offen, dass ich die Goldzähne zählen konnte, die ihr Mann, der Zahnarzt, ihr eingesetzt hatte. Frau Döller kippte, zufrieden mit dem Effekt ihres Berichts, einen Schluck Kaffee hinunter.

Das war nämlich so: Wer keine Kinder hatte oder nur eines, das hatte ich bei vorangegangenen Kaffeekränzchen gelernt, war entweder unfruchtbar oder geizig, im schlimmsten Fall sogar beides. Zwei Kinder zu haben war normal und der Durchschnitt im hinteren Teil der Ulmenstraße – und das

war der Teil, der zählte. Tauchmanns waren die einzige Familie mit drei Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter. Aber sie konnten es sich auch leisten – Herr Tauchmann war Bauunternehmer – und der Wehrdienstverweigerer zählte sowieso höchstens halb. Alles, was über diese Zahl hinausging, war unvorstellbar oder –

»Asozial«, stellte Frau Markowski sachlich fest.

Asozial war, nach Meinung der Kaffeetanten, in Bergwald praktisch jeder, der nicht in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft lebte.

»Die Kleinste muss fünf oder sechs Jahre alt sein, vielleicht war es auch ein Junge, so richtig konnte ich das auf die Entfernung nicht sehen. Die Älteste, na ja, ich schätze vierzehn, höchstens fünfzehn.«

Also ungefähr so alt wie ich.

»Jedenfalls stürmten sie dann in das Haus. Ein Wunder, dass sie mit dem Krach nicht die halbe Nachbarschaft geweckt haben.«

»Und der Mann?«, fragte Frau Heinsel.

»Kein Mann!«, sagte Frau Döller.

Das war der Hammer!

»Vielleicht kommt er nach.«

»Oder er ist gestorben.«

»Geschieden!«

»Vielleicht hat sie keinen«, schlug Mams vor. Sie hätte genauso gut sagen können, auf unserem Dachboden wohne seit gestern Robert Redford.

»Eine alleinstehende Frau mit vier Kindern? Marianne, ich bitte dich!«

Das kam von Frau Tauchmann. Ihr linkes Ohrläppchen hatte mittlerweile die Farbe von Frau Döllers Lippenstift angenommen.

»Was passierte dann?«, fragte Frau Markowski atemlos.

»Nichts weiter. Nach zehn Minuten ging das Licht im Haus aus. Ende der Geschichte. Das heißt, unsere Ursel hat dann doch noch in den Flur –«

»Danke«, sagte Mams, »das genügt.«

Frau Döller ließ sich nach hinten in ihren Sessel fallen und faltete zufrieden die Hände.

»Aber ich habe den ganzen Tag keinen Wagen oder Leute beim Schröderhaus gesehen«, sagte Frau Heinsel erstaunt.

Das war wirklich erstaunlich. Schließlich verbrachte sie einen Großteil ihrer Zeit damit, aus dem Küchenfenster zu glotzen, aus lauter Angst, etwas zu verpassen. Kein Wunder, dass dabei die Torten zusammenstürzten.

»Na ja, vielleicht sind sie ganz früh wieder abgehauen«, vermutete Frau Markowski.

»Wollen wir's hoffen«, sagte Mams.

Ich liebte meine Mutter, aber manchmal war sie unmöglich. Ich verstand auch nicht, was sie von diesen blöden Weibern wollte, die seit Jahren eine Käsetorte nach der anderen in den Backofen schoben und ständig über andere Leute herzogen. Es passte einfach nicht zu ihr.

Ich vertiefte mich wieder in mein Buch. Den Rest des Nachmittags unterhielten sich die Kaffeetanten über alleinerziehende Mütter und kriminelle Kleinkinder. Und darüber, dass Kinder, die ohne Vater aufwachsen, auf jeden Fall psychisch gestört werden. Sehr witzig! Als ob Christian Döller keinen Vater hätte – und wer konnte bekloppter sein als ein Junge, der jeden Tag Salat aus frischen Regenwürmern aß?

2. Kapitel

Die Ulmenstraße lag unterhalb des Enzbergs. Irgendein verrückter Industrieller hatte dort um die Jahrhundertwende sein Haus mitten in die Pampa gebaut. Ein paar andere Verrückte, darunter mein Urgroßvater, waren ihm gefolgt. Alle herumstehenden Ulmen wurden abgeholzt, zwei Brücken wurden gebaut und so entstand die einzige Straße Bergwalds jenseits der Lahn, mit großen Vorgärten und noch größeren Häusern.

Bergwald selbst war eigentlich ganz hübsch. Hübsch und verpennt. Enge Straßen, ein gepflasterter Marktplatz, ein wenig imposantes Schloss. Alles umgeben von Hügeln und Bergen. Richtig passiert war das letzte Mal etwas vor zwanzig Jahren. Da war ein Teil der Gänge und Höhlen im Inneren des Enzbergs, die während des Krieges der Bevölkerung als Schutz gedient hatten, eingestürzt. Seitdem hatte nichts mehr die Ruhe in der Ulmenstraße gestört – was unter anderem bedeutete, dass die ersten vierzehn Jahre meines Lebens ziemlich ereignislos verlaufen waren.

Ich war eins dieser Kinder, die es später mal *besser haben* sollten, obwohl ich wusste, dass es meinen Eltern in ihrer Kindheit nie wirklich schlecht gegangen war. Sie waren beide Anfang der fünfziger Jahre geboren, Paps in unserem Haus in der Ulmenstraße, so wie ich, und Mams in Hamburg.

Paps war Metzger. Nicht irgendein Metzger, sondern *der* Metzger in Bergwald, Paul Udo Ewald Walser der Dritte. Ein Hauptgeschäft, sieben Filialen, zwei davon in Supermärkten, drei in Dörfern außerhalb der Stadt. Er sah gut aus – groß und schlank, markantes Gesicht und schwarze Haare. So eine Art Rock Hudson der Fleischtheke. Meine blauen Augen hatte ich von ihm geerbt. Die hohen Wangenknochen hatte ich von Mams. Sie war ziemlich hübsch, braune Augen und so, auch wenn es zur Miss Nordsee nie gereicht hatte. Als Paps Mams kennengelernt hatte, die von ihren Eltern zur Erholung nach Bergwald geschickt worden war, war er schon vermögend gewesen. So vermögend, dass er sich einen Mercedes leisten konnte, einen von den alten Dingen mit Heckflossen, die noch aussahen wie ein richtiges Auto. Damit war er so oft nach Hamburg gefahren, bis er Mams weichgeklopft hatte. Und bis ihr Herr Papa, der reiche Anwalt, davon überzeugt war, dass auch ein Metzger sich wie ein zivilisierter Mensch

benehmen konnte. Paps musste es irgendwann geschafft haben, mit Messer und Gabel zu essen, ohne dabei zu grunzen.

Natürlich hatte Paps seine Metzgereien nicht aus dem Boden gestampft. Er hatte sie von seinem Vater übernommen, der sie wiederum von seinem Vater geerbt hatte. Und nach jedem Sprung in der Erbreihe waren neue Läden hinzugekommen.

Ich war der nächste Metzger in der Linie, Paul Udo Ewald Walser der Vierte, kurz Paul Vier. Da gab es keine Debatte. Ich war krönender Abschluss eines erfolgreichen Stammbaums, der seit Urzeiten sein Geld mit toten Schweinen und Rindern und manchmal auch mit toten Pferden verdient hatte. Und ich hatte absolut keine Lust, Metzger zu werden. Ich hielt mich für einen Denker, und welcher Denker verbringt seine Zeit schon damit, Schweine abzumurksen?

Gesagt hatte ich das nie. Mein einziger Protest gegen die Vorsehung war ein Bestehen auf vegetarischem Essen, das erst Paps in die Verzweiflung und dann Mams in einen biologisch-dynamischen Volkshochschulkurs getrieben hatte.

Es war mir ein Rätsel, warum meine Eltern darauf bestanden hatten, mich auf ein Gymnasium zu schicken. Ein zukünftiger Metzger braucht kein Abitur, wenigstens nicht unbedingt. Ich nehme an, es lag daran, dass praktisch alle Kinder der Ulmenstraße das Gymnasium besuchten. Alle, mit Ausnahme von Christian Döller, dem Wurmfresser, und Tauchmanns Tochter Gabriele. Die war schon so gut wie verheiratet mit dem Arzt, bei dem sie als Sprechstundenhilfe arbeitete.

Ich hatte eine ältere Schwester, Susanne, die im Juni sechzehn wurde. Sie sah klasse aus, war eine gute Schülerin und würde nie in ihrem Leben ein Schwein schlachten müssen. Das war nicht unsere einzige fehlende Gemeinsamkeit. Susanne plante schon jetzt, wie sie sich in den kommenden Jahren auf vielen Partys mit vielen Leuten möglichst viele Nächte um die Ohren schlagen konnte. Ich dachte darüber nach, wie ich solcher Hektik entgehen konnte. Ansonsten war mir meine Schwester egal. Als hätten wir nur zufällig dieselben Eltern, lebte sie ihr Leben und ich lebte meins.

Und in mein Leben platzten die Schröders.

Das kann man wörtlich nehmen. Es war gerade zwei Tage her, dass Frau Döller die kommende soziale Verelendung unseres ruhigen Stadtviertels angekündigt hatte. An diesem wolkenlosen Donnerstag explodierte im

Badezimmer des Schröderhauses der Wasserkessel. Das Badezimmerfenster war geöffnet. Das Fenster meines Zimmers, wo ich auf dem Bett lag und über meine Metzgerzukunft nachdachte, war es nicht. Jedenfalls so lange nicht, bis eine verrostete Schraubenmutter mit der Geschwindigkeit eines Abfangjägers klirrend das Glas durchbrach. Sie raste quer durch die Luft und landete mit einem lauten Platschen in meinem Aquarium. Als ich die Scherben zusammengekehrt hatte, klingelte es an unserer Haustür. Und so lernte ich Delphine kennen.

Delphine!

Sie hatten alle so komische Namen. Später wusste ich, warum. Aber an diesem Nachmittag, als Delphine sich mir vorstellte, tat sie mir leid. Wer will schon heißen wie ein Säugetier, das mit einem Loch auf dem Rücken durch die Gegend schwimmt und Makrelen frisst?

Mams war geschockt von der gewaltigen Explosion. Der Knall kündigte für sie zweifellos den Beginn von Straßenkämpfen an, die dem Einzug der neuen Nachbarn folgen würden. Sie war, mit Kehrblech und Besen bewaffnet, in mein Zimmer gestürmt, hatte wortlos die Zerstörung betrachtet und sich dann mit einem Migräneanfall ins Bett zurückgezogen. Also öffnete ich die Tür, als es klingelte.

Zuerst sah ich blonde Haare, und zwar so viele davon, dass Herr Gatzner vor Begeisterung durchgedreht wäre. Dann sah ich die Augen. Festzustellen, dass es schöne Augen waren, würde nichts aussagen. Sie waren grün, von dichten hellen Wimpern umkränzt und sie funkelten wie polierter Chrom. Ich habe nie wieder schönere Augen gesehen. Ich habe auch nie wieder so hässliche Klamotten gesehen wie die, die von Delphine herunterhingen. Sie sah aus, als hätte sie den letzten Altkleidertransport überfallen und nur noch die Reste erwischt.

»Tag«, sagte das Mädchen mit den Chromaugen und den langen Haaren und schüttelte mir die Hand. »Delphine Schröder. Der Wasserkessel in unserem Bad ist durchgeknallt. Ist bei euch eine Schraubenmutter gelandet?«

Sie war einen halben Kopf größer als ich und das war nicht die einzige Enttäuschung. Ihre Stimme klang wie ein Reibeisen.

»In meinem Aquarium«, stotterte ich.

Ich stotterte wirklich. Zum Teil lag das an Delphines Aussehen. Schließlich macht man sich mit vierzehn schon so seine Gedanken. Zum größten Teil lag es aber einfach daran, dass sie nichts von dem sagte, was

man in so einer Situation erwartet hätte. Keine Entschuldigung, keine Frage nach eventuellen Schäden oder Verletzten. Sie interessierte sich nur für die Schraubenmutter, die vermutlich gerade das Wasser des Aquariums vergiftete. Im Geiste sah ich Agnes, meine Schmuckschildkröte, langsam und tot durch das Becken treiben.

»Können wir sie holen?«

Ich war so verblüfft, dass ich sie in die Wohnung bat. Es wundert mich heute noch, dass Mams nicht unmittelbar nach ihrem Besuch das Haus desinfizieren und neue Teppiche verlegen ließ. Aber es wunderte mich nicht mehr, dass Delphine praktisch kein Wort sagte. Sie sagte nie viel mehr, als unbedingt nötig war.

Wir gingen nach oben, betraten mein Zimmer und ich fischte das Geschoss aus dem Aquarium, in dem eine putzmuntere Agnes herumpaddelte.

»Danke.«

Sie nahm die tropfende Mutter aus meiner Hand, lächelte mich an und verschwand über die Treppe nach unten. Ich hatte mich immer noch nicht von der Stelle gerührt, als ich die Haustür zufallen hörte. Dann stürzte ich ans Fenster.

Um ein Haar hätte ich mir den Hals aufgeschnitten, als ich mich hinauslehnte und Delphine den Vorgarten ihres Hauses betreten sah. Was dort auf sie wartete, sah aus wie ein zu klein geratener Professor: ein Junge mit dunkler Hornbrille, der höchstens einen Meter zehn groß war, in einem schmutzig weißen Kittel. Um seine Schultern wand sich etwas, das mich an die geflickten Kletterseile in der Turnhalle erinnerte. Mit dem Unterschied, dass Kletterseile sich nicht von alleine bewegen, keinen spitz zulaufenden Kopf und keine schwarzen Augen haben. Was sich der Knirps um den Hals gewickelt hatte, war eine waschechte Pythonschlange.

Aber bis ich Erasmus kennenlernte, sollten noch ein paar Tage vergehen. Die schöne Delphine, ihr zwergenhafter Bruder, der Python und die Schraubenmutter verschwanden im Schröderhaus. Aus dem Badezimmerfenster stieg eine kleine Rauchwolke senkrecht in den blauen Himmel. Und das war, bis zum Sonntag, das letzte Lebenszeichen aus der neuen Hochburg des Schreckens und der Unruhe in der Ulmenstraße, das ich sah.

Bleibt noch hinzuzufügen, was Mams später von Frau Döller erfuhr: Ursel, die sich gerade auf dem Weg der Besserung befunden hatte, war

durch die Explosion in eine akute Krise geworfen worden. Ein teurer persischer Teppich hatte daraufhin nähere Bekanntschaft mit einer Mischung aus unverdauten Gummibärchen und Hundeschokodrops gemacht. Und Frau Heinsel behauptete, durch den Knall einen Hörsturz auf dem rechten Ohr erlitten zu haben.

Frau Döller wollte sich rechtliche Schritte vorbehalten. Frau Heinsel suchte ihren Arzt auf, den Typ, der Tauchmanns Tochter heiraten wollte. Aber das alles war, im Nachhinein betrachtet, zum Totlachen.

Schließlich war es erst der Anfang.

3. Kapitel

Natürlich hatte ich mich in Delphine verknallt. Jeder Junge in meinem Alter hätte sich in sie verknallt – wenn er sie gesehen hätte. Aber das Seltsame war, dass man von den Schröders erst mal gar nichts sah. Beim Einkaufen nicht, in der Schule nicht und auch nicht auf der Straße oder im Garten. Was öffentliche Auftritte anging, hätten sie genauso gut nicht existieren können. Aber *dass* sie existierten, stand fest.

»Mann, dieser Krawall, den die machen! Meine Mutter ist schon total entnervt von dem Krach.«

Claus ließ einen Kiesel über die Lahn flitschen. Der Stein platschte in den träge dahinströmenden Fluss und verursachte kleine, glitzernde Wellen.

»Die renovieren«, sagte ich. »Vielleicht.«

»Ja. Scheint so.«

Claus Tauchmann war mein bester Freund – eigentlich der einzige aus der Ulmenstraße. Er war so alt wie ich und wir gingen in dieselbe Klasse. Wir lagen im Gras am Wehr, hatten die Pullis ausgezogen und ließen uns die Sonne auf den Bauch scheinen. Es war Samstag und noch zu früh, um nach Hause zu gehen. Mittagessen gab es erst um eins, wenn Paps aus dem Hauptgeschäft kam.

Ich hatte Claus von Delphine erzählt – natürlich nicht, dass ich mich in sie verknallt hatte, sondern nur, dass sie bei uns gewesen war. Und ich hatte ein bisschen übertrieben. Schließlich hatte Delphine mir nicht wirklich gesagt, was für ein toller Typ ich sei, weil die Explosion und das eingeschossene Fenster mir nur ein müdes Lächeln entlockt hatten.

»Sieht sie wirklich so gut aus?« Claus hatte sich auf einen Arm gestützt und schaute mich neugierig an. Wenn er nicht zehn Zentimeter kleiner gewesen wäre als ich, hätte ich ihm überhaupt nichts von Delphine erzählt. Mit seinen lockigen schwarzen Haaren sah er aus, als wäre er genau ihr Typ. Ich überlegte, ob ich Herrn Gatzers Dauerwellen ausprobieren und mir die Haare färben lassen sollte.

»Besser.« Ich wollte ihn nicht zu neugierig machen, darum sagte ich nicht mehr. Ich zupfte einen Grashalm aus und steckte ihn mir in den Mund.

Claus setzte sich auf. »Warum geht sie nicht in die Schule? Und ihre Geschwister ... warum müssen die nicht? Ich dachte, das wäre ein Gesetz.

Schulpflicht oder so.«

»Vielleicht sind sie beurlaubt. Oder sie kommen nächste Woche.«

»Meine Mutter würde was dafür geben, wenn sie bei denen ins Haus reindürfte.«

»Meine auch.«

Der Überwachung nach zu schließen, der die Schröders ausgesetzt waren, hätten sie Terroristen sein können. Mit Frau Heinsel an der Spitze beobachteten die Bewohner der Ulmenstraße das Schröderhaus praktisch rund um die Uhr.

»Man sieht keinen Müll«, kam Claus auf die mutmaßliche Renovierung des Schröderhauses zurück. »Wenn sie wirklich im Haus rumbasteln, dann müsste dabei doch eine Menge Dreck anfallen.«

»Stimmt.«

»Und was ist mit dem Umzug? Die sind doch richtig eingezogen, oder? Hat jemand einen Möbelwagen gesehen?«

»Nein. Man sieht gar nichts.«

Ich hatte auch schon über dieses Phänomen nachgedacht und ich war nicht der Einzige. Der Kaffeetantenverein hatte vor drei Tagen eine Art Konferenzschaltung eingerichtet, die mehr oder weniger ständig besetzt war. Die geringste Bewegung im Schröderhaus, und wenn es nur das verdächtige Wackeln einer der wenigen Gardinen war, wurde sofort registriert und weitergeleitet. Dabei gab es kaum etwas wirklich Erwähnenswertes zu sehen.

Was man tatsächlich sehen konnte, war der alte, schäbige Caravan, der vor dem Haus geparkt stand. Und von Zeit zu Zeit den strubbeligen kleinen Hund, der im Garten sein Geschäft verrichtete. Er war tatsächlich eine Promenadenmischung, aber bei weitem nicht so hässlich, wie Frau Döller ihn geschildert hatte. Und schon gar nicht so hässlich wie die ewig kahl geschorene Ursel.

Ich schaute auf die Uhr, griff nach meinem Pulli und zog ihn über. »Ganz egal was die Schröders machen, sie werden auf jeden Fall für Aufregung sorgen.«

Claus warf einen zweiten Kiesel in die Lahn und rappelte sich auf. »Ja«, sagte er. »Das glaube ich auch.«

Der Stein versank und hinterließ unruhige, sich kräuselnde Wellen.

Am Sonntag statteten wir Döllers einen Besuch ab. Unsere Familien besuchten sich sonntags regelmäßig, weil Paps und Herr Döller Angelfreunde waren. Die Fische, die sie ab und zu als Alibi mit nach Hause brachten, kauften sie allerdings in einem Laden für Anglerbedarf – genau wie den Cognac und das Bier, das sie sich einverleibten. Wie immer hatte es Paps sich auch heute nicht nehmen lassen, die weniger als hundert Meter, die unser Haus von dem der Döllers trennten, mit dem Wagen zurückzulegen.

Ich hasste diese langweiligen Besuche. Die Döllers waren der lebende Beweis dafür, dass ein Haufen Geld nicht unbedingt schlechten Geschmack ersetzt. Ihr düsteres Wohnzimmer war mit grün gepolsterten Eichenmöbeln vollgestopft. Ich hasste es ebenso, Gesprächen lauschen zu müssen, die mich nicht im Geringsten interessierten. Kaffeekränzchen waren da wesentlich informativer. Aber was ich wirklich, ich meine *wirklich* hasste, das waren Döllers Kinder.

Christian, der Wurmfresser, war zwölf. Er war sturzdoof. Man munkelte, dass er die Schule nur deswegen schaffte, weil sein Vater den Direktor kannte – *gut* kannte. Die Wurmfresserei war sein neuestes Hobby. Wenn ich mich auch nicht dafür begeistern konnte, war es immer noch besser als sein letztes. Bis vor einem Monat war er noch ganz wild darauf gewesen, die abgeschnittenen Fingernägel anderer Leute zu kauen.

Und dann Bernd. Bernd war acht und die rotzfrechste Göre, die man sich vorstellen konnte. Es war ihm zu verdanken, dass Ursel ständig kahl geschoren durch die Gegend rannte. Höchstwahrscheinlich war er auch für die Hälfte aller Tierarztrechnungen verantwortlich.

An diesem Sonntag gab es nur ein Gesprächsthema und diesmal fiel auch für mich etwas dabei ab. Noch angenehmer wurde der Besuch dadurch, dass sowohl Christian als auch Bernd auf der Geburtstagsfeier einer ihrer Cousinen waren, die mir herzlich leidtat. Das änderte nichts daran, dem Anblick der durchfallgeplagten Ursel und der neuen Dauerwelle ihres Frauchens – mit blassroter Tönung – ausgesetzt zu sein. Aber es war besser als nichts.

Mich ausgenommen saß die ganze Runde einträchtig in dem eichenvermöbelten Wohnzimmer mit den bis zum Boden herabhängenden Gardinen vor ihren Wein- und Cognacgläsern. Susanne musste, so wie ich, wohl oder übel mit Cola vorliebnehmen. Ich hatte mich in eine Ecke verzogen und blätterte mich durch ein Comicheft, das Christian im

Wohnzimmer vergessen hatte. Es musste der Aufmerksamkeit seiner putzwütigen Mutter entgangen sein.

»Diese Schrödersche!«, fing Herr Döller an, schüttelte vielsagend den Kopf und griff nach seinem Cognac. »Glaubt doch tatsächlich, sie könnte ohne irgendwelche Sicherheiten einen Kredit bei uns aufnehmen!«

Das »bei uns« war die Sparkasse. Der Kredit war, wie er dann erläuterte, dazu gedacht, eine neue Heizung im Schröderhaus zu installieren.

»Unglaublich, diese Frau. Die lässt nächsten Winter glatt ihre Kinder erfrieren. Aber was soll man von so einer schon erwarten!« Es schien dem Sparkassendirektor nicht aufzufallen, dass die Kinder nicht erfrieren mussten, wenn er den Kredit bewilligte. »Die hat nichts! Rein gar nichts! Außer einer kleinen Rente von ihrem ersten Mann.«

Also war Delphines Mutter verheiratet gewesen und hatte später wieder ihren Mädchennamen angenommen.

»Vielleicht hat sie ja was bei einer anderen Bank«, sagte Paps. Nichts zu haben, rein gar nichts, war für ihn unvorstellbar.

Frau Döllers Gesicht war anzusehen, was für sie unvorstellbar war: wie die Schrödersche es bis zur Bank geschafft haben konnte, ohne dass alle Telefone in der Ulmenstraße kurz darauf Alarm klingelten.

»Selbst wenn, dann würde sie dort um Kredit fragen, nicht bei uns«, sagte Herr Döller. »Ihr hättet sie mal hören sollen! Hat mir was von ihren Kindern erzählt, die sie alleine durchbringen muss. Dabei ist sie doch selbst schuld! Hätte ja ihren Lebensgefährten nicht in die Wüste schicken müssen.«

Er betonte das Wort *Lebensgefährte* so, wie mein Chemielehrer von konzentrierter Schwefelsäure sprach. Die Frauen spitzten die Ohren. Ich auch.

»Was für einen Lebensgefährten?«, fragte Mams. Sie nippte an ihrem Wein und sah überhaupt nicht neugierig aus.

»Na, dieser Kerl, mit dem sie bis vor ein paar Wochen zusammen war. Hat sich mit ihm verkracht. Er hat sie nämlich bedrängt, ihr Erbe zu verkaufen. Meiner Meinung nach das Beste, was sie hätte machen können. Aber sie, sie hat sich quergestellt. Hat ihm gesagt, er soll machen, dass er Land gewinnt. Und er ist gegangen. Was das Beste war, was er machen konnte.«

»Woher weißt du das alles?«, fragte Frau Döller. Ihre Augen hatten so hingebungsvoll an den Lippen ihres Mannes geklebt, als hätte sie ihn nie

zuvor sprechen hören. Mams hat mal zu Paps gesagt, Herrn Döllers Stimme wäre das einzig Attraktive an ihm. Der Rest wäre ein Hundert-Kilo-Körper mit ständig nassen Achselhöhlen.

»Hat sie erzählt ... Na ja, ich hab sie ein bisschen ausgefragt. Du weißt doch, was die Leute dir erzählen, wenn sie Geld von dir haben wollen. Wie damals der Keller, als er den Kredit für die neue Garage wollte. Hat sein ganzes Sexleben vor mir ausgebreitet. Zum Beispiel –«

»Karl!«

Frau Döller bedachte mich mit einem raschen Seitenblick. Ich tat so, als sei ich ganz und gar in den Comic vertieft. Aber ich sah die Enttäuschung in Susannes Gesicht, als Herr Döller verstummte.

Er räusperte sich und schwenkte sein Cognacglas. »Würde mich nicht wundern, wenn die Hälfte der Kinder nicht von ihrem verstorbenen Gatten und auch nicht von ihm ist.« Damit kippte er den Cognac hinunter.

Er hatte mit seiner Vermutung Recht. Tatsächlich war nur Sabrina die Tochter von Frau Schröders *Lebensgefährten*. Das wusste ich zu diesem Zeitpunkt natürlich noch nicht. Aber später fragte ich mich, wie die Sonntagsrunde wohl auf die Tatsache reagiert hätte, dass nur Delphine und Erasmus denselben Vater hatten.

»Weißt du auch, wo sie vorher gelebt hat?«

»Nein.«

Es überraschte mich, dass Paps diese Frage gestellt hatte. Normalerweise kümmerte er sich kaum um das, was in der Ulmenstraße oder sonst wo vorging, wenn es ihn nicht direkt betraf. Und er würde es auch nicht gut finden, dass Herr Döller vertrauliche Dinge aus der Bank ausplauderte. Aber vielleicht, dachte ich, fühlt er sich betroffen. Immerhin hatte Delphine mit mir gesprochen und mich angefasst. Ich hatte zwar weder Ausschlag bekommen noch Symptome einer sichtbaren Krankheit entwickelt, aber das konnte ja noch kommen. Die Detonation des Wasserkessels lag erst drei Tage zurück.

»Wie sah sie denn aus?«

Susanne würde in dem glücklichen Bewusstsein nach Hause gehen, einen ersten wichtigen Schritt in die Erwachsenenwelt gemacht zu haben: die Beteiligung an Klatsch verbreitenden Unterhaltungen.

»Ganz nett, eigentlich«, sagte Herr Döller und versank in seinem Eichensessel. »Vielleicht ein bisschen blass um die Nase, ein bisschen abgekämpft. Aber sonst ganz nett.«

Falls Susanne aufgepasst hatte, dann hatte sie jetzt noch etwas gelernt: Kein Mann gab in Gegenwart seiner Gattin zu, dass er eine andere Frau attraktiv fand.

Das war der Sonntagnachmittag, soweit es die Schröders betraf. Oder fast. Nachdem Mams noch einmal haarklein erzählt hatte, wie ich nur knapp dem Tod durch herumfliegende Fetzen des Wasserboilers entkommen war und wie dieses total verlotterte Mädchen mit dem unmöglichen Namen mich dazu genötigt hatte, es durch unser Haus zu führen, ging die Runde zu anderen Themen über.

Kurz vor der *Sportschau*, dem allsonntäglichen Höhepunkt und Abschluss der gegenseitigen Besuche, passierte dann doch noch etwas. Ursula von Hohenstetten war bis dahin verdächtig ruhig geblieben. Nun aber ließ sie es sich nicht nehmen, auf ihre miserable gesundheitliche Verfassung hinzuweisen – vor allen Augen, unter allen Nasen und mit aller Deutlichkeit. Während die Bayern sich gegen die Duisburger abrackerten, schrubbte Frau Döller, mit Mams' Hilfe, ihren Wohnzimmerteppich.

Ich war, wie Susanne, zu bequem ihnen dabei zu helfen. Ich war auch zu bequem gewesen Mams' vollkommen verdrehte Geschichte richtigzustellen. Ich dachte nicht daran, dass in solchen Übertreibungen oft der Kern für kommendes Unheil liegt.

4. Kapitel

Als wir zu Hause ankamen und Paps den Mercedes (nicht den alten, schönen, sondern eins von diesen hässlichen neuen Modellen) vor der Garage geparkt hatte, empfing uns eine total aufgelöste Frau Heinsel. Ihr Kopf war so rot wie der Postkarten-Sonnenuntergang über dem Enzberg.

»Marianne, dass ihr endlich kommt! Ich wollte gerade zu den Döllers laufen! Ich bin ja vollkommen außer mir und Wilfried weiß auch nicht weiter. Das ist ... also, es ist unfassbar!«

Frau Heinsel war selten aufgebracht. Aufregenswertes war meistens schon vorbei, bis sie verstanden hatte, worum es ging. Aber heute war sie so richtig in Fahrt.

»Da ist eins von diesen Kindern in eurem Haus!«

Mams, die noch gar nicht richtig aus dem Wagen ausgestiegen war, schaute sie ungläubig an. Paps schnaubte. Susanne runzelte fragend die Stirn. »Von welchen Kindern?«

Von allen überflüssigen Fragen, die meine Schwester dieses Jahr gestellt hatte, war das die dümme. Es konnte natürlich nur eins der Schröderkinder sein. Wer sonst würde es wagen, in ein wildfremdes, verlassenes Haus einzudringen?

Der Junge saß auf der Eckbank in unserer Küche. Er hatte sich ein Glas Milch eingeschüttet, das so weiß war wie seine Haare. Der einzige Albino, den ich bis dahin jemals gesehen hatte, war Hannelore gewesen, Richard Markowskis Goldhamster. Um ehrlich zu sein: Bevor ich Dandelion kennenlernte, hatte ich nicht mal gewusst, dass es auch bei Menschen Albinismus gab.

»Was hast du hier zu suchen?«

Paps' Stimme klang so ruhig, dass ich mit dem Schlimmsten rechnete. Er war als Erster ins Haus und direkt in die Küche gelaufen, so zielstrebig, als hätte er gewusst, wo er nach dem ungebetenen Eindringling suchen musste. Mams hatte dicht an seinen Fersen gehangen. Jetzt starrte sie fassungslos den höchstens siebenjährigen Jungen an, dessen Augen hinter einer schwarzen Sonnenbrille versteckt waren. Um seine Lippen klebte ein Milchbart. Er hatte Paps' Frage entweder nicht gehört oder er wollte sie nicht beantworten.

Ich stand neben Susanne in der Tür. Hinter uns drängelte sich Hildegard Heinsel, Live-Reporterin der Ulmenstraße, nach vorne. Ihr Exklusivbericht der Vorfälle im Hause Walser machte in den nächsten Tagen die Runde.

»Was hast du hier zu suchen?«, wiederholte Paps seine Frage. Der weißhaarige Junge räusperte sich, stellte das Milchglas ab und legte den Kopf schief. »Ich suche Winston.«

Paps legte, unbewusst, ebenfalls seinen Kopf schief. »Wie heißt du? Und wie, wenn ich fragen darf, bist du hier hereingekommen?«

»Dandelion. Durch ein Kellerfenster.«

Nach diesem komischen Namen auch noch den Nachnamen zu nennen war vollkommen überflüssig. Dandelions Mutter schien irgendwann den Ehrgeiz entwickelt zu haben, ihre Kinder nach Tieren und Pflanzen zu benennen. Dandelion war das englische Wort für Löwenzahn. Der kleine Albino betonte es deutsch.

Niemand schien sich dafür zu interessieren, wer Winston war.

Paps wurde lauter. Er war ertappt. Er hatte eine der ersten Bürgerpflichten, den Schutz des Privateigentums, nicht ernst genommen. Das unverschlossene Kellerfenster machte ihn noch wütender als Dandelions Anwesenheit. »Weiß deine Mutter, dass du hier bist?«

»Klar. Sie hat mich doch geschickt.«

»Aber sie hat dir doch sicher nicht erlaubt bei uns einzubrechen, um deinen, äh, kleinen Bruder zu suchen?«, schaltete Mams sich ein. Sie schob sich hinter Paps' Schultern hervor, über die sie bisher nur zaghaft drübergelugt hatte.

»Doch, hat sie.« Und, nach einer winzigen Pause: »Winston ist nicht mein Bruder.«

Der erste Satz verschlug allen die Sprache. Der zweite bewirkte, dass mir schlecht wurde. Ich dachte an das Kletterseil, das sich um den Hals des Professorenzwerchs gewickelt hatte.

Paps stand kurz davor, dasselbe Schicksal zu erleiden wie Schröders alter Wasserkessel. Alle Muskeln seines Gesichts schienen gleichzeitig zu zucken.

Mams warf ihm einen ängstlichen Blick zu und versuchte die Situation zu entspannen. Sie machte einen Schritt auf Dandelion zu. Unsere Küche war mir noch nie so groß vorgekommen. Zwischen ihr und dem Jungen schienen Lichtjahre zu liegen, die Entfernung von einem Stern zum anderen. Die Sonnenbrille war so dunkel wie ein schwarzes Loch.

»Tja, Tandi-, Dandili-... also, wer ist das, dieser Winston? Und warum hat deine Mami nicht deine Schwester geschickt?«

»Winston ist der Python von Erasmus. Delphine passt nicht durch das Kellerfenster.« Dandelion leerte mit einem letzten Schluck das Milchglas.

»Was ist ein Pütton?«, fragte Frau Heinsel hinter mir.

»Eine Würgeschlange«,klärte ich sie auf, ohne mich umzudrehen.

»Oh!«

Ich sagte ja bereits, dass sie immer etwas länger braucht. Mams und Susanne standen schon auf den Stühlen, bevor Frau Heinsel anfang zu kreischen. Da die Stühle alle besetzt waren, schwang sie sich kurzerhand auf den Esstisch. Sie kickte dabei das Milchglas herunter, das mit einem dumpfen Schlag, aber ohne zu zerbrechen, auf dem Teppich landete.

Paps hatte sich, genau wie ich, nicht von der Stelle gerührt. »Bist du sicher, dass die Schlange hier im Haus ist?«, fragte er Dandelion.

»Nein. Vielleicht ist er auch zur anderen Seite gekrochen. Weit kann er jedenfalls nicht sein.«

Die andere Seite, das waren Markowskis. Von der Straße aus betrachtet stand unser Haus links, das der Markowskis rechts von dem der Schröders. Dandelion fuhr sich durch die stoppeligen Haare. Die Haut seiner Hand schimmerte rostrot im Abendlicht, das durch das Küchenfenster fiel und die ganze verrückte Szene passend beleuchtete.

»Dann sollte vielleicht jemand bei Markowskis anrufen«, fuhr Paps fort.

»Erasmus ist bei ihnen.«

Erasmus, beschloss ich, war der Professorenzweig. Der Name war komisch, aber wenigstens nicht pflanzlich oder tierisch.

»Warum ist deine Mutter nicht zu ihnen gegangen?«

»Mama ist krank.«

Paps war wieder ganz ruhig. Er hatte beschlossen den kühlen Mann zu spielen, der seiner Familie in Zeiten der Not mit klarem Kopf beisteht. Und der klare Kopf hatte in Sekundenschnelle analysiert, was in welcher Reihenfolge zu fragen und was zu tun war.

»Hast du das ganze Haus durchsucht?«

»Nur den Keller und hier unten. Winston hätte über die Veranda reinkommen können. Die Tür steht schräg. Oben war ich nicht. Er hasst Treppen.«

Paps schoss Mams einen giftigen Blick zu. Sie stand mit verschränkten Armen immer noch auf dem Stuhl und erwiderte den Blick ruhig: offenes

Kellerfenster gegen schräg gestellte Verandatür.

»Er ... die Schlange ist also nicht hier im Haus?«, fragte Paps irritiert.

»Nein.«

»Warum bist du dann noch hier?«

Dandelion zeigte auf das am Boden liegende Glas. Die letzten Tropfen Milch versickerten soeben im Teppich. »Ich hatte Durst.«

»Wir gehen zu den Markowskis!«, beschloss Paps. »Und danach möchte ich mit deiner Mutter sprechen.«

Es war untypisch für ihn, dass er jede weitere Debatte über Einbruch, Milchdiebstahl oder Bestrafung erst mal in den Hintergrund stellte. Aber vielleicht war einfach der Großwildjäger in ihm geweckt worden. Ein zwei Meter langer Python war etwas anderes als ein winziger Fisch aus dem Angelgeschäft.

Dandelion zuckte die Achseln. Er stand auf und wischte sich mit den Händen über das hellblaue T-Shirt, das aus seinen geflickten und dreckigen Jeans heraushing. »Gehen wir.« Er bückte sich nach dem heruntergefallenen Glas und stellte es auf den Tisch, vor die Füße der sprachlosen Frau Heinsel. Dann marschierte er, wie selbstverständlich, an Paps und mir vorbei auf die Küchentür zu. Dort drehte er sich um und schenkte Mams ein entwaffnendes Lächeln.

»Danke für die Milch.«

»Warum haut so ein Python ab?«, fragte ich Dandelion. Ich ging neben ihm her, drei Schritte hinter Paps. Links von uns lag dunkel das Schröderhaus. Bei den Markowskis brannte schon das Außenlicht.

»Er hat Hunger. Erasmus hat vergessen ihn zu füttern.«

»Greift er Menschen an?«

»Nein. Erasmus ist friedlich.« Dandelion grinste mich an. »Pythons sind harmlos. Winston frisst nur weiße Mäuse.«

Da täuschte er sich allerdings ganz gewaltig. Der Python hatte sich tatsächlich bei den Markowskis einquartiert. Und Richard hatte die dumme Angewohnheit, Hannelores Käfig nicht richtig abzuschließen. Das waschpulverweiße Fell des Hamsters musste Winston an eine seiner Mäuse erinnert haben, denn Hannelore war nur noch eine kleine dicke Beule in seinem Bauch. Er hatte sie mit Haut und Haaren aufgefressen. Vielleicht hatte er danach sogar gerülpst.

Als wir ankamen, standen Richard, sein Vater und Erasmus im Flur. Frau Markowski hatte das Chaos, das in ihrem Haus ausgebrochen war, fluchtartig verlassen. Sie hatte alle Verantwortung ihrem Mann übertragen und sich zu Tauchmanns gerettet.

Richard heulte. Herr Markowski hielt das Telefon in der Hand. Er war ein Klotz, genau wie Herr Döller. Aber was bei dem Sparkassendirektor Fett war, waren bei ihm Muskeln. Er sah aus, als verspürte er das dringende Bedürfnis, Erasmus zu verdreschen. Der Einzige, der ihn daran hinderte, war Winston. Der hing, Respekt einflößend und mit pendelndem Kopf, von den Schultern seines Herrchens herab.

Erasmus war kaum größer als Dandelion, wirkte aber viel älter als sein Bruder. Eigentlich sah er aus wie ein Vierzehnjähriger, der irgendwann nicht mehr weitergewachsen war. Er streichelte geistesabwesend Winstons armdicken Körper und blinzelte verlegen durch seine dicke Hornbrille auf den Parkettboden. Er trug denselben verschmutzten weißen Kittel, in dem ich ihn schon am Donnerstag gesehen hatte. Der Kittel reichte bis dicht über seine Füße.

Paps zog aus der Situation sofort voreilige Schlüsse. »Also hat sich der Fall schon geklärt«, stellte er fest.

Herr Markowski stieß wütend eine gehörige Portion Luft aus und zeigte anklagend auf Winston. »Nichts hat sich geklärt! Dieses Ungeheuer hat Hannelore gefressen.«

»Ist das Ihre Frau?«, erkundigte sich Dandelion.

Er fragte so höflich, dass man annehmen konnte, er meine es ernst. Ich begriff sofort, dass das seine Art war, mit drohenden Anfeindungen fertig zu werden. Er wollte so der Situation die Spitze nehmen.

Aber Dandelion kannte Herrn Markowski nicht. Der schlug mit seiner freien Hand so schnell zu, dass Dandelions Sonnenbrille schon gegen die Wand geprallt war, noch bevor man das Klatschen der Ohrfeige überhaupt hörte.

Richard heulte noch lauter.

Erasmus war zusammengezuckt, schaute aber weiter zu Boden.

Dandelion bückte sich und hob die Brille auf. Als er sich wieder aufrichtete, fiel das Licht der Flurlampe in zwei große hellrote Augen, die sofort wieder hinter den schwarzen Gläsern verschwanden. Sein Gesicht war unbewegt.

»Du fängst gleich noch eine, wenn du auch nur einen Ton von dir gibst. Scheißgöre!«

»Wen willst du anrufen?«, fragte Paps.

»Wen schon? Die Bullen natürlich.«

»Und warum?«

»Willst du mich verarschen?« Herr Markowski deutete auf Erasmus und Winston.

Paps zeigte sich wenig beeindruckt. »Ist er eingebrochen oder habt ihr ihn reingelassen?«

»Er hat geklingelt. Steht vor der Haustür und fragt nach seinem gottverdammten Monster von Würgeschlange! Das Mistvieh war in Richards Zimmer. Nicht auszudenken, was es mit dem Jungen angestellt hätte.«

Nach allem, was ich wusste, hätte ich einen gnädigen Würgetod durch Winston Herrn Markowski als Vater vorgezogen. Richard hatte nicht umsonst noch lauter geheult, als sein Vater Dandelion eine gescheuert hatte. Verena, seine ältere Schwester, ging auf ein Internat und Richard beneidete sie darum.

»Soweit ich weiß, darf man Pythons halten.« Paps war sauer auf Dandelion, aber nicht auf Erasmus. Einer seiner liebsten Sprüche war, dass Recht bleiben muss, was Recht ist.

»Es ist nicht verboten«, sagte Erasmus. Er hatte den Kopf gehoben und der Rahmen seiner dicken Brille glänzte. Seine Stimme war ein bisschen fistelig und erinnerte mich an die seiner Schwester.

»Du hältst die Klappe, wenn du nicht auch eine fangen willst!«, fuhr Herr Markowski ihn an. Er überlegte kurz und stellte dann das Telefon auf einer Glasvitrine ab. Dem Mangel an Fingerabdrücken nach zu schließen wurde die Vitrine entweder ständig poliert oder nie benutzt.

»Ich werde Ihrem Sohn einen neuen Hamster besorgen«, sagte Erasmus kleinlaut.

Herr Markowski lachte. »Sicher! Die Viecher laufen bei euch zu Hause bestimmt frei herum. Wie alle anderen Schädlinge auch.« Er ließ offen, ob er damit nur Winston oder die gesamte Familie Schröder meinte. Das Lachen brach abrupt ab. »Und jetzt verzieht euch. Wenn ich einen von euch das nächste Mal erwische, bezieht er eine Tracht Prügel, die sich gewaschen hat!«

Die beiden Jungen blieben stehen. Erasmus warf Paps einen Hilfesuchenden Blick zu.

»Ich nehme euch mit«, sagte Paps unwillig. »Wiedersehen, Dieter.« Er nickte Herrn Markowski und Richard zu. Richard schluchzte leise.

Wir gingen auf die Straße, Paps voran, die Schröderjungen und ich im Gänsemarsch hinterher. Das Abendrot war verschwunden, der Himmel hatte sich violett eingefärbt. Ich spürte den letzten Frühlingswind auf der Haut.

Vor dem Schröderhaus blieb Paps stehen und drehte sich um. »Ich werde morgen mit eurer Mutter reden. Für heute habe ich erst mal genug.«

Erasmus hatte Dandelion an die Hand genommen. Winston hing schlaff an seinem Kittel herunter und sah in der Dunkelheit aus wie ein zweites Paar Arme.

Paps musterte die beiden Jungen und die Schlange und schüttelte den Kopf. »Da kommt was auf euch zu! Anstiftung zum Einbruch ist ein Verbrechen. Vernachlässigung der Aufsichtspflicht ebenfalls. Und über unser zerbrochenes Fenster reden wir auch noch mal. Schönen Gruß an eure Mutter.«

Damit drehte er sich wieder um und ging.

Ich blieb noch einen Moment stehen. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, aber ich fühlte, dass ich etwas sagen musste. »Gute Nacht«, brachte ich schließlich hervor. Toller Satz!

»Nacht«, sagte Erasmus. Er hatte Dandelion losgelassen.

»Paul?« Paps war zwischen den Schatten der Bäume, die von den Straßenlampen auf den Gehsteig geworfen wurden, stehen geblieben.

Ich lief los und beeilte mich ihn einzuholen. Hinter mir erklang, leise und schüchtern, die Stimme Dandelions: »Gute Nacht, Paul.«

Ich fand es nett von Paps, dass er Herrn Markowski gegenüber Dandelions Einbruch – oder das, was er nach wie vor dafür hielt – nicht erwähnt hatte. Dafür würde ohnehin Frau Heinsel sorgen. Wenn sie nicht schon dabei war, denn als wir ins Haus zurückkamen, war sie bereits gegangen.

Mams hatte den Tisch gedeckt. Das Glas, aus dem Dandelion getrunken hatte, stand abgespült wieder im Schrank.

Paps war während des Essens sehr schweigsam. Ich war mir nicht sicher, ob das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen war. Ich hoffte aber, dass er

morgen, wenn er die Geschichte überschlafen hatte, von einer Anzeige gegen Frau Schröder absehen würde.

Mams bedrängte ihn, ihr möglichst genau wiederzugeben, was sich bei Markowskis abgespielt hatte. Er tat ihr den Gefallen und der Rest des Abends verlief dann so, wie ich es mir gedacht hatte: Susanne und Paps machten es sich vor dem Fernseher bequem, Mams hängte sich in die Konferenzschaltung mit dem Kaffeekränzchen.

Ich ging nach oben auf mein Zimmer. Ich löschte das Licht und stellte mich ans Fenster. Der linke Flügel war mit Plastikfolie abgedichtet. Der Glaser konnte erst nächste Woche kommen.

Normalerweise wurde bei Schröders sorgfältig darauf geachtet, dass abends alle Rollos heruntergelassen waren. Heute war das nicht der Fall. Über den turbulenten Ereignissen hatte niemand daran gedacht, die neugierigen Blicke der Außenwelt fernzuhalten. Ich blickte durch zwei Fenster in ein dürrig beleuchtetes, großes Zimmer. Von den Wänden im Hintergrund hingen Tapetenreste herunter. Davor stapelten sich auf einem Tapeziertisch unordentlich mehrere Rollen grauer Raufasertapete. Hinter dem rechten Fenster stand ein breites Sofa, über das achtlos eine Patchworkdecke geworfen war, die den zerschlissenen Untergrund nur unvollkommen verbarg.

Auf dem Sofa saß, mit dem Rücken zu mir, Frau Schröder. Ich sah nur die langen rabenschwarzen Haare, die glänzend über ihren Rücken fielen. Die Haare und zwei schlanke Hände, die dem kleinen Jungen, der die Schultern seiner Mutter umklammert hielt, beruhigend den weißhaarigen Kopf streichelten. Dandelion hatte seine Sonnenbrille abgezogen. Er schaute zu mir herüber, ohne mich in der Dunkelheit meines Zimmers zu sehen.

Es dauerte einen Moment, bis ich merkte, dass er weinte.

5. Kapitel

Paps zeigte Frau Schröder tatsächlich nicht an, aber Herr Markowski versuchte es – ohne Erfolg. Wie schon Erasmus, so versicherte ihm auch die Polizei, dass kein Gesetz existierte, das die Haltung von Pythons unter Strafe stellte. Was mein zerbrochenes Fenster anging, verlor Paps darüber kein weiteres Wort. Vielleicht wollte er Unannehmlichkeiten vermeiden. Vielleicht war es eine Trotzreaktion auf das übertriebene Getue des Kaffeekränzchens, das sich wahnsinnig über den Vorfall bei den Markowskis aufregte. Vielleicht wollte er den Schröders auch einfach nur eine Chance geben. Was Recht ist, muss Recht bleiben.

Am Montagmorgen erlebte ich eine Überraschung.

Das Bergwald-Gymnasium war ein klassizistischer, leicht angegrauter und drei Stockwerke hoher Bau, der wie ein müder Wachhund am Stadtrand lag. Es wurde von mächtigen Kastanien beschattet, die ihr schützendes Blätterdach über einen mit Pflastersteinen bedeckten Schulhof ausbreiteten.

Über diesen Hof schritten, in der Pause zwischen der zweiten und dritten Stunde, Delphine und Erasmus Schröder auf die Treppen des Haupteingangs zu.

Mein Herz schlug schneller, als ich Delphine erkannte. Ich hatte sie seit der Sache mit dem Wasserkessel nicht mehr gesehen. Aber ich hatte nicht vergessen, wie verdammt gut sie aussah, hässliche Klamotten hin oder her. Ihre blonden Haare fingen das diesige Sonnenlicht ein, das durch das Laub und die Blüten der Kastanien fiel, und mein Magen begann zu kribbeln.

Claus stand neben mir. Er hatte die Hände in den Hosentaschen vergraben und kaute gelangweilt auf einem Kaugummi.

Ich stieß ihn an. »Schulpflicht für alle! Das sind die Schröders.«

Er folgte meinem Blick und seine Augen weiteten sich. »Ist sie das?«

Ich nickte. »Sie und Erasmus. Der, dem die Schlange gehört.« Ich hatte Claus schon auf dem Schulweg von Winston und Hannelore erzählt.

Er spuckte den Kaugummi aus und pfiff durch die Zähne. »Wahnsinn! Beine bis zum Himmel ...« Der Satz klang nach dem Anfang vom Ende einer langen Freundschaft.

Delphine und Erasmus verschwanden im Haupteingang.

»Vielleicht kommt sie in unsere Klasse!«, rutschte es mir heraus. Es war weniger eine Vermutung als ein Stoßgebet.

»Ja, vielleicht ... Junge, Junge!«

Die Worte gingen im schrillen Klingeln der Pausenglocke unter. Wir beeilten uns in den ersten Stock zu gelangen. Während wir die Treppen nach oben hasteten, fragte ich mich, ob Delphine mich wiedererkennen würde und worüber ich mit ihr reden sollte. Über den explodierten Wasserkessel?

Der Duft eines altmodischen Rasierwassers empfing uns in der Tür zu unserem kleinen Klassenraum. Der General war mal wieder vor uns eingetroffen. Sein richtiger Name war Köster. Er ging auf die fünfzig zu, unterrichtete Latein und Geschichte und war unser Klassenlehrer. Er hatte graue Augen, die sich wie Messer in eine Schülerseele bohren konnten. Sie ersetzten den Rohrstock, mit dem er in früheren Zeiten zwischen den Bänken auf und ab gelaufen war. Der Rohrstock war längst verschwunden. Das soldatisch wirkende Marschieren, dem er seinen Spitznamen verdankte, hatte der General beibehalten.

Die segensreichen Auswirkungen des Römischen Reichs auf die Geschichte der Menschheit, über die er nun zu erzählen begann, interessierten mich nicht die Bohne. Ich wartete auf Delphine. Als es, zehn Minuten nach Unterrichtsbeginn, endlich an der Tür klopfte, machte ich unwillkürlich einen kleinen Sprung. Ich erhaschte einen spöttischen Blick von dem neben mir sitzenden Claus und wurde rot.

»Herein!«

Im ersten Moment dachte ich, er hätte sich in der Tür geirrt. Er trug billige Jeans und ein verknittertes grünes Sweatshirt. Er wirkte darin nicht ganz so klein wie in dem Laborkittel. Aber immer noch klein genug, um Zweifel daran aufkommen zu lassen, dass er in eine achte Klasse gehörte. Er hatte nichts bei sich: keine Schultasche, kein Mäppchen, keine Bücher. Ich starrte Erasmus entgeistert an.

»Ja bitte?« Der General musterte den in der Tür stehenden Zwerg mit einem Blick, als wollte er ihn in einer Konservenbüchse einmachen.

»Guten Morgen«, sagte Erasmus schüchtern. »Ich soll mich hier melden. Bei Herrn Küster.«

Er sah verloren aus und das lag nicht nur an der Körpergröße. Es hatte etwas mit der dicken Brille zu tun, mit den unregelmäßig geschnittenen

braunen Borstenhaaren und damit, dass Winston nicht über seinen Schultern lag.

»Köster«, verbesserte ihn der General sauer. »Komm rein. Nein, nein, hierher, zu mir ans Pult!«

Erasmus hatte die Tür hinter sich geschlossen und einen unsicheren Schritt in Richtung der voll besetzten Bänke gemacht. Jetzt ging er nach vorne. Siebenundzwanzig neugierige Augenpaare folgten ihm.

»Stell dich der Klasse vor, junger Mann. Name, Alter, Wohnort«, schnarrte der General.

Erasmus schob nervös seine Brille zurück, drehte sich zu uns um und räusperte sich. »Ich, äh ... ich heiße Erasmus Schröder. Ich bin dreizehn und wohne in der Ulmenstraße«, fistelte er.

Unruhiges Getuschel setzte ein. Hannelores tragisches Ende hatte sich schon in der ganzen Schule herumgesprochen. Der Name Schröder ebenfalls.

Claus tippte mich an. »Der Winzling soll dreizehn sein?«, flüsterte er ungläubig.

»Ruhe!« Der General schlug mit der flachen Hand auf seinen Tisch. Die grauen Augen huschten über die Klasse und brachten das Flüstern zum Verstummen. Dann wandte er sich wieder dem neuen Schüler zu. »Erasmus also. Ein interessanter und nicht alltäglicher Name. Ich nehme an, du kannst uns allen etwas über deinen berühmten Namensvetter erzählen?«

Er wollte dem Neuen gleich zeigen, wo es langging. Erasmus würde zu seiner ersten Fünf oder Sechs gekommen sein, noch bevor er überhaupt auf dem Hintern gesessen hatte! Ich warf Claus einen fragenden Blick zu. Ich kannte keinen Erasmus, schon gar keinen berühmten. Claus zog die Augenbrauen zusammen und zuckte die Achseln.

»Welchen?«

»Wie bitte?«

»Welchen Namensvetter?«, fragte Erasmus unschuldig. Er merkte nicht, was auf ihn zukam, und er tat mir leid. Der General verzog die Lippen zu einem wenig wohlwollenden Lächeln. »Sancta Simplicitas! Da es nur einen Erasmus gibt, den die Geschichte erwähnt, darf ich diese Frage wohl als Hinweis auf dein Unwissen und deine Dummheit erachten. Zwei Eigenschaften, die du mit den meisten deiner Mitschüler teilst.«

Es war das erste und das letzte Mal, dass der General ihn unterschätzte. Die Nervosität, die Erasmus noch vor ein paar Sekunden gezeigt hatte, fiel

von ihm ab wie eine zu eng gewordene Haut. Er hob den Kopf. »Das ist nicht richtig«, sagte er.

»Was ist nicht richtig?«

»Es ist erstens nicht richtig, dass ich unwissend oder dumm bin. Und selbst wenn ich es wäre, sollte das für Sie kein Grund sein, mich deswegen zu beleidigen.«

Ich dachte, ich hätte mich verhöhrt. Claus knuffte mich fassungslos in die Rippen. Der General schnappte nach Luft, aber Erasmus fuhr fort, ohne ihn zu beachten.

»Es ist zweitens nicht richtig, dass ich nur einen berühmten Namensvetter habe. Sie denken dabei an Erasmus von Rotterdam, der während der Renaissance lebte – er starb 1536. Er war nicht nur der wohl bedeutendste Humanist und Textgrammatiker dieser Zeit, sondern auch Herausgeber des Neuen Testaments. Während der Reformation nahm er, obwohl selbst katholisch, eine vermittelnde Rolle im Kirchenstreit ein.« Erasmus schob erneut seine Brille zurecht. »Aber, um Ihre Frage zu beantworten: Meinen Namen verdanke ich Erasmus, dem Nothelfer. Sie wissen, wer die vierzehn Nothelfer waren?«

»Äh, nein, das heißt ja, selbstverständlich«, stotterte der General.

»Ja, selbstverständlich. Erasmus war einer von ihnen. Er lebte im späten dritten Jahrhundert und starb als Märtyrer. Er war der Schutzpatron der Drechsler und Schiffer. Die Menschen beteten aber auch zu ihm, wenn auf den Höfen das Vieh erkrankte oder wenn sie selbst Bauchschmerzen hatten. Ist das nicht komisch? Sein Namenstag ist der zweite Juni, mein Geburtstag. Darf ich mich jetzt setzen?«

Erasmus war nicht der Typ, der mit seinem Wissen protzte. Er stellte es nur dann zur Schau, wenn er herausgefordert wurde. Schüler haben für so etwas einen siebten Sinn. Dennoch verbrachte er die restlichen Pausen einsam in einer Ecke des Schulhofs. Er strahlte eine Unnahbarkeit aus, die nichts mit Arroganz zu tun hatte, die aber jeden verunsicherte, der ihm nahe kam.

Delphine ließ sich nicht blicken. Sie war, wie ich später erfuhr, in einer der neunten Klassen gelandet und damit für mich so unerreichbar geworden wie der verdammte Mond.

Der General hatte keinen Versuch gemacht, sich durch irgendeine gemeine Aktion aus der für ihn so peinlichen Affäre zu ziehen. Er hatte Erasmus einen Platz zugewiesen und uns den Rest der Stunde weiter mit

den Römern gelangweilt, als wäre nichts geschehen. Entweder hatte er Angst vor einer weiteren Blamage gehabt oder er war einfach ein guter Verlierer.

Erasmus hatte mich wiedererkannt und mir mit unbeweglichem Gesicht zugenickt.

Nach der sechsten Stunde nahm ich allen Mut zusammen und fragte ihn, ob er Lust hätte, gemeinsam mit Claus und mir nach Hause zu gehen. Er zögerte einen Moment, bevor er zustimmte.

Claus war von der Idee nicht besonders angetan. »Was soll das?«

»Was soll was?«

»Du kennst den Typen doch überhaupt nicht. Und ich krieg einen tierischen Anschiss, wenn meine Mutter mich mit dem zusammen sieht!«

Die letzten Schüler verließen gerade den Schulhof. Wir saßen auf unseren Taschen und warteten auf Erasmus, der zurückgelaufen war, um nach Delphine zu suchen.

»Er ist nett. Er ist unser Nachbar.«

»Du willst über ihn an Delphine rankommen!«

»Blödsinn!«

»Du bist scharf auf sie. Oder etwa nicht?«

»Und wennschon ... Was hat das mit Erasmus zu tun?«

»Wenn du wirklich an ihm interessiert wärst, hättest du ihn in den Pausen nicht alleine rumstehen lassen.«

Ich spürte einen Anflug von schlechtem Gewissen. »In den Pausen hab ich mich nicht getraut«, gab ich zu. »Also, was ist?«

Claus schüttelte bestimmt den Kopf. »Ohne mich. Ich hab keine Lust auf Krach daheim. Vielleicht ein andermal.« Er erhob sich, schnappte seine Tasche und ging. Ein paar Kastanienblüten segelten durch die Luft und blieben dort liegen, wo er eben noch gesessen hatte. Ich war verärgert, aber ich konnte ihn verstehen. Seit Ingo, sein älterer Bruder, die Bombe mit der Wehrdienstverweigerung hatte platzen lassen, war bei Tauchmanns ständig Stunk. Warum sollte Claus die Lage schlimmer machen, als sie ohnehin schon war?

Erasmus kam ohne Delphine über den Hof gelaufen. »Sie ist nicht mehr da«, rief er von weitem. Er blieb atemlos vor mir stehen. »Wo ist Claus?«

Ich stand auf. »Schon gegangen. Er hatte es eilig.«

»Er will nicht mit mir gesehen werden.«

Ich überlegte, ob alle Schröders den Tick hatten, einem die Wahrheit um die Ohren zu knallen, ob man sie nun hören wollte oder nicht. Ich überlegte auch, wie ich damit umgehen sollte. »Seine Eltern«, sagte ich schließlich zögernd.

Erasmus nickte. »Ja. Dachte ich mir.«

Wir verließen den Schulhof und ich schlug den Weg ein, den ich sonst mit Claus benutzte. Eigentlich war es nur ein ausgelatschter Trampelpfad, der links und rechts mit Gras bewachsen war. Er führte an der Lahn entlang bis zu einer der beiden Brücken, die Bergwald mit unserem kleinen Stadtviertel jenseits des Flusses verbanden. Während Erasmus schweigend neben mir herging, schaute ich über das träge dahinströmende Wasser. Ich hatte unzählige Fragen im Kopf, war mir aber nicht sicher, wie er darauf reagieren würde. Also fing ich mit dem Harmlosesten an, was mir einfiel.

»Woher weißt du so viel? Über Erasmus und solche Sachen?«

»Woher weißt du, was du weißt?«, fragte er zurück.

Ich überlegte. »Na ja, Schule eben. Lesen. Fernsehen.«

»Und beobachten«, sagte Erasmus. »Was du wirklich wissen musst im Leben, kriegst du nur durch Beobachten raus. Alles andere ist Nebensache. Erasmus von Rotterdam ist Nebensache. Die Römer sind Nebensache. Es ist nett, alles darüber zu wissen, aber es ist ziemlich sinnlos.«

»Ich weiß nicht.« Ich hatte kein besonderes Interesse an den alten Römern, aber ich war trotzdem davon überzeugt, über sie Bescheid wissen zu müssen. Es gehört eben dazu. »Was ist mit Allgemeinbildung?«

»Quatsch!« Erasmus blieb stehen. Wir standen so dicht am Flussufer, dass ich unsere leicht verzerrten Spiegelbilder auf der Wasseroberfläche sehen konnte. »Geschichte ist nur dann zu etwas nütze, wenn der Wille vorhanden ist, aus ihr zu lernen. Schau dir die Nachrichten an, lies die Zeitung und sag mir, wer auf der Welt diesen Willen aufbringt.« Er ging weiter, ohne auf meine Antwort zu warten.

Ich bemühte mich, mit ihm Schritt zu halten. Ich war verwirrt. Ich hatte nie länger darüber nachgedacht, ob das, was ich lernte, sinnvoll war. Aber ich fühlte, dass ich sehr schnell eine Menge in Frage stellen würde, wenn ich erst mal damit anfang, solche Gedanken zuzulassen.

Vorsichtshalber wechselte ich das Thema. »Was macht eigentlich deine Mutter? Beruflich.«

»Dies und das.«

»Ah ... Klingt interessant.«

»Ist es auch ... Weißt du, es gibt viel zu tun auf der Welt, aber die Menschen verbringen einen Großteil ihrer Zeit damit, Blödsinn zu veranstalten. Hast du dir schon mal Gedanken über die mittlere Sinkgeschwindigkeit oder die relative Dichte von Popeln gemacht?«

»Von was?«

»Von Popeln. Die Dinger, die man sich aus der Nase pult, zusammenrollt und dann wegschmeißt oder aufisst.«

Ich dachte an Christian Döller, der nie einen Popel wegschmeißen würde.
»Nein.«

»Ich auch nicht. Aber irgendwann wird jemand es tun. Die Menschheit ist verrückt.« Er seufzte und krempelte die Ärmel seines Sweatshirts hoch. Der Himmel war bewölkt und die Luft stand still. Es war schwül geworden. Auf meiner Stirn klebte ein feiner Schweißfilm.

Ich umgriff meine Tasche etwas fester und beschloss aufs Ganze zu gehen. »Sei nicht böse, wenn ich frage, aber ... warum bist du so klein? Ich meine, es ist schon auffällig. Du bist kaum größer als Dandelion und der ist –«

»– nicht besonders groß für seine sieben Jahre, stimmt.« Erasmus kratzte sich nachdenklich am Kopf. »Weißt du, das klingt bescheuert, aber ich glaube, ich hab es einfach vergessen.«

»Weshalb du so klein bist?«

»Nein. Vergessen zu wachsen.«

Er hatte eine Art, solche Dinge so zu sagen, dass man ihn einfach ernst nehmen musste. Er hätte einen Atomphysiker davon überzeugen können, dass die Erde eine Scheibe ist, die auf dem Rücken einer Schildkröte durch das Universum getragen wird.

»Als Kind denkst du ständig daran, dass du irgendwann erwachsen wirst. Du *willst* erwachsen werden, ab einem gewissen Zeitpunkt gibt es nichts Attraktiveres als diesen Gedanken. Also fängst du an zu wachsen. Ich hab einfach vergessen daran zu denken.«

»Du willst nicht erwachsen werden?«

Die Frage war blöd und überflüssig. Erasmus war der erwachsenste Jugendliche, den ich je gesehen hatte. Er antwortete nicht. Stattdessen deutete er auf das Ende des Weges, wo die Brücke und die ersten Häuser der Ulmenstraße, jenseits der Lahn, auftauchten.

»Wir sind gleich da.« Er musterte mich aufmerksam durch seine dicken Brillengläser. »Wir müssen nicht zusammen weitergehen, wenn du nicht

willst.«

»Ich will aber.« Ich wollte nicht. Ich hatte Angst vor der Reaktion meiner Eltern, wenn sie mich in Begleitung eines der Schröderkinder sahen, und ich schämte mich dafür. Claus war weniger mutig gewesen als ich, dafür aber ehrlicher.

Erasmus schaute mich ernst an. »Du bist ein netter Kerl, Paul Vier. Wirklich nett.«

Und er lief los, viel schneller, als ich es ihm mit seinen kurzen Beinen zugetraut hätte. So viel zum Thema Lernen durch Beobachten! Bis ich ihn eingeholt hatte, hatte er die Brücke schon fast überquert.

»Erasmus, warte mal!«

Er blieb stehen und drehte sich um, überrascht, dass ich ihm gefolgt war.

»Woher kennst du meinen Spitznamen?«, fragte ich.

»Von meiner Schwester.«

Ich schätze, ich sah in diesem Moment so aus wie Agnes, als die fliegende Schraubenmutter in ihr Aquarium platschte. Oder wie Richard Markowski, als er Hannelores Stummelschwänzchen in Winstons Rachen verschwinden sah. Ich konnte mein Glück kaum fassen. »Von Delphine?«

Erasmus schüttelte den Kopf. »Nein, nein. Von meiner anderen Schwester. Von Sabrina.«

Damit ließ er mich stehen und lief weiter. Ich stand auf der Brücke und sah ihm verblüfft nach. Meine Enttäuschung wurde noch von meiner Verwirrung übertroffen. Ich hatte Sabrina noch nie gesehen und sie mich auch nicht. Woher kannte sie dann meinen Namen? Die Frage beschäftigte mich immer noch, als ich zu Hause ankam. Ich nahm mir vor, Erasmus am nächsten Tag darauf anzusprechen.

6. Kapitel

Sabrina hatte meinen Namen geträumt.

Das hört sich vielleicht komisch an, aber es ist die Wahrheit. Vielleicht gibt es wirklich Menschen, die etwas Besonderes sind, die anders sind als andere. Die Sorte Menschen, über die später kleine, schlecht gebundene Bücher geschrieben werden, die man in keiner Buchhandlung findet, weil sie keine *seriöse Literatur* sind. Menschen, die in die Zukunft schauen können oder in die Vergangenheit, die einfach mehr sehen als andere, so wie ein Insekt mehr Farben sehen kann als wir.

Wenn es diese Menschen gibt, dann gehörte Sabrina dazu. Wie Dandelion ragte auch sie aus ihrer ohnehin schon seltsamen Familie hervor. Doch im Gegensatz zu ihrem hellhäutigen Bruder oder zu dem zwergwüchsigen Erasmus hatte sie keine besonderen körperlichen Merkmale. Sie sah aus, wie jedes beliebige Mädchen mit sechs Jahren aussehen kann: klein, mit einem schlanken, jungenhaften Körper, einem schwarzen Bubikopf und ein wenig zu weit auseinanderstehenden, großen, dunklen Augen.

Ich lernte Sabrina noch am selben Tag kennen. Oder um es genauer zu sagen, in der folgenden Nacht. Ich befürchte, ich klinge jetzt ein wenig wie Frau Döller, wenn sie übertrieben dramatisch von der neuesten Entwicklung ihrer Orangenhaut erzählt. Aber Sabrinas Bekanntschaft kostete mich wirklich beinahe das Leben. Vorher gab es Ärger.

Claus hatte nicht für sich behalten können, dass ich mit Erasmus statt mit ihm nach Hause gegangen war. Es war nicht mal seine Absicht gewesen. Seine Mutter hatte ihn nur gefragt, warum er nach der Schule von Frau Markowski ohne meine Begleitung gesehen worden war – ein Anzeichen dafür, wie schnell und reibungslos die Konferenzschaltung funktionierte. Claus hatte ihr geantwortet.

Frau Tauchmanns Mund klappte auf und klappte wieder zu, dann griff sie zum Telefon. Am anderen Ende der Leitung musste meine Mutter vernehmen, der Schlangenjunge habe es jetzt darauf abgesehen, den Stammhalter der Walsers in seinen verderblichen Bann zu ziehen.

Bei Mams schrillten alle Alarmglocken und sie tat das, was sie in solchen Situationen immer tat: Sie zog die Notbremse. »Ich möchte so etwas nicht noch einmal hören.« Sie stand an der Spüle und schüttete Kartoffeln ab.

»Denkst du denn gar nicht an die Gefühle von Claus? Ich dachte, er ist dein bester Freund!«

Ich schmiss die Schultasche in den Flur und schälte mich aus meinem verschwitzten Pulli. »Ist er auch und seine Gefühle sind völlig okay. Außerdem hätte er mitgehen können, aber er wollte nicht.«

»Und hat damit mehr Verstand bewiesen als du.«

»Und weniger Mut.« Ich lehnte mich an einen der Küchenstühle. »Mams, was soll der Blödsinn? Erasmus ist völlig in Ordnung. Nur weil er sich einen Python hält –«

»Mit dieser entsetzlichen Schlange hat das gar nichts zu tun. Der Junge ist einfach kein Umgang für dich und der Rest seiner Familie genauso wenig.« Sie kippte die Kartoffeln in eine Schüssel. »Ich sag das nicht gerne, aber denk doch bitte daran, wie die Leute reden! Dein Vater hat ein großes Geschäft und Bergwald ist eine kleine Stadt. Wenn sich erst herumgesprochen hat, was für Verrückte die Schröders sind –«

»– wofür Frau Heinsel und Frau Döller und der ganze Rest deiner Kaffeetanten schon sorgen werden –«

»– dann wird es auch bald jeder wissen, wenn du dich mit einem von denen anfreundest.« Sie drängte sich an mir vorbei und stellte die dampfende Schüssel auf den Tisch, neben die Koteletts, den Salat und meinen vegetarischen Nudelauflauf.

Ich hätte sie beschwatzen können. Ich hätte ihr klarmachen können, dass die Schröders vielleicht ein bisschen komisch, aber noch lange keine Marsmenschen waren, die alle Erdbewohner mit dem roten Tod infizieren wollten. Mams mag unter der Fuchtel ihres Kaffeekränzchens gestanden haben, aber sie war nicht blöde, man konnte mit ihr argumentieren. Unglücklicherweise stand sie aber unter der Fuchtel meines Vaters. Und der war, als er heimkam, nicht gewillt sich auf eine lange Debatte einzulassen.

»Deine Mutter hat vollkommen Recht.« Paps fuhr sich mit einer Hand durch seine lichten Haare. Er ging zum Kühlschrank und holte eine Flasche Bier heraus. »Diese Leute sind für dich kein Umgang. Es ist mir herzlich egal, was sie in ihren eigenen vier Wänden treiben, aber du wirst dich da raushalten.« Er setzte sich auf seinen Platz am Tischende, öffnete das Bier und nahm einen großen Schluck aus der Flasche. »Es gibt nun mal gewisse Regeln im Leben, an die man sich halten muss. Wenn die Schröders es vorziehen, das nicht zu tun, ist das ihre Sache. Aber das bedeutet nicht«, er hob einen Zeigefinger, »das bedeutet nicht, dass du oder ich oder

irgendjemand sonst in der Ulmenstraße deswegen auf diese Regeln verzichten wird.«

In diesem Stil ging die Diskussion noch ein paar Minuten hin und her. Ich hatte keine Chance. Selbst der Hinweis auf Erasmus' Intelligenz und sein großes Wissen ließ Paps und Mams unbeeindruckt. Im Gegenteil: Dass der General sein Fett weggekriegt hatte, tat Mams auch noch leid.

Ich spielte den letzten Trumpf aus. »Erasmus ist mir jedenfalls tausendmal lieber als dieser bekloppte Christian Döller und sein schwachsinniger Bruder. Was ist denn an den beiden besser als an den Schröderkindern?«

Paps sah mich scharf an. »Das kann ich dir genau sagen: Christian und Bernd Döller sind anständig. Sie sind ordentlich gekleidet. Sie haben Eltern, die sich um sie kümmern. Sie halten sich keine Kriechtiere, sie dringen nicht in die Häuser anderer Menschen ein, und sie versuchen nicht vor versammelter Klasse ihre Lehrer lächerlich zu machen.« Er griff nach den Koteletts. »Damit ist das Thema beendet! Ruf deine Schwester zum Essen.«

Ich wollte sagen, dass ich Christian Döller für absolut unfähig hielt mit seinem Spatzenhirn auch nur eine Küchenschabe zu beeindrucken, geschweige denn einen Lehrer fertigzumachen. Ich ließ es bleiben. Paps hatte eine hohe Reizschwelle, aber wenn die überschritten war, gab es nichts zu lachen. Ich ging in den Flur und rief nach Susanne. Als sie von oben herunterkam, war das Mittagessen fast kalt.

Ich hatte sowieso keinen Hunger mehr.

Agnes war zuverlässiger als ein Wetterfrosch. Wenn sie auf Dauertauchstation ging und ihr Futter verschmähte, dann stand mit Sicherheit ein Wetterumschwung ins Haus. An diesem Nachmittag war sie selbst mit den fettesten Regenwürmern nicht unter ihrem Lieblingsstein hervorzulocken.

Die drückende Schwüle, die schon den ganzen Tag in der Luft gehangen hatte, entlud sich am Abend in einem heftigen Gewitter. Es begann mit Wetterleuchten über dem Enzberg und steigerte sich in weniger als einer halben Stunde zu einem gewaltigen Feuerwerk aus zuckenden Blitzen und krachendem Donner. Mams war sofort schachmatt und verzog sich nach der *Tagesschau* ins Bett. Gewitter hauten sie grundsätzlich aus den Pantoffeln.

Paps ließ sich im Wohnzimmer unter dem Kopfhörer von Louis Armstrong berieseln, Susanne war bei Christiane.

Ich saß an meinem Fenster und schaute hinaus in die Dunkelheit. Die Luft im Zimmer war unangenehm kalt. Ich drehte die Heizung auf, die leise zu ticken begann. Der Wind trieb prasselnden Regen gegen das Fensterglas und die Plastikfolie. Bei den Schröders brannte kein Licht; die Atmosphäre hatte etwas von einem Gruselfilm – das tosende Gewitter, der Regen und das unheimliche, unter zerfetzten und schnell dahintreibenden Wolken liegende Nachbarhaus mit seinen seltsamen Bewohnern.

Ich dachte nach. Was war es, das die Schröders für andere so schrecklich machte? Es konnte nicht nur daran liegen, dass sie sich äußerlich vom Rest der Nachbarschaft unterschieden. Und auch nicht daran, dass sie so zurückgezogen lebten. Vielleicht war es das Fremdartige, das sie ausstrahlten, diese Unnahbarkeit, die ich an Erasmus in den Pausen bemerkt hatte.

Das Denken fiel mir schwer. Die Wärme und das monotone Geräusch des fallenden Regens wirkten einschläfernd. Ich schloss die Augen. Ich lief durch einen sonnendurchfluteten Wald. Unzählige Wege verzweigten sich in alle Himmelsrichtungen, aber keiner führte zurück in die Ulmenstraße. Widerspenstige Zweige zerkratzten mein Gesicht. Ein Trupp uniformierter Römer marschierte schweigend an mir vorbei. Das Bild veränderte sich. Ich stand an einem Fluss. Vom gegenüberliegenden Ufer winkte mir Delphine durch einen Regenschleier zu. Neben ihr saß Paps am Ufer und angelte. Ich versuchte in den Fluss zu steigen, konnte mich aber nicht bewegen. Um meine Beine schlang sich ein riesiger Python. Herr Köster stand neben mir. In der linken Hand hielt er einen Stock, mit der rechten umklammerte er Erasmus. Bevor er Erasmus schlagen konnte, zerbarst der Stock. Hunderte von Splittern schossen durch die Luft in meine Augen.

Ich schreckte auf und blickte auf die Leuchtanzeige meiner Armbanduhr, ein Geburtstagsgeschenk von Paps. Ich hatte fast zwei Stunden geschlafen. Der Regen hatte aufgehört, nur noch ein entferntes Grollen erinnerte an das Gewitter.

Es muss Zufall gewesen sein, dass ich noch einmal aus dem Fenster schaute und mein Blick dabei in den Garten hinter dem Schröderhaus fiel. Die kleine Gestalt stand bewegungslos in einem Meer aus weißen Blüten, die der Sturm von den Obstbäumen gefegt hatte.

Sabrina.

Sie starrte mit weit geöffneten Augen nach oben in den Nachthimmel. Die Arme hielt sie dicht an den Körper gepresst, der in einem hellen, vom Regen durchnässten Männerhemd steckte. Sie sah mich nicht. Sie sah überhaupt nichts. Sabrina schlief.

Während ich noch überlegte, ob ich von einem Traum übergangslos in den nächsten gerutscht war, bewegte sie sich. Sie senkte den Kopf, ging am Haus vorbei auf die Gartentür zu, öffnete sie und trat auf den Gehsteig. Dort wendete sie sich nach links.

Ich überlegte nicht lange und stürzte die Treppen ins Erdgeschoss hinunter. Ich verfluchte Paps, der jeden Abend die Haustür abschloss. Bis ich meinen Schlüssel gefunden und endlich aufgeschlossen hatte, war eine Ewigkeit vergangen.

Hinter Döllers Haus machte die Ulmenstraße einen Knick nach links. Sie endete nach dreißig Metern vor der alten Fußgängerbrücke aus Holz, die über die Lahn führte. Als ich auf die Straße schlitterte, sah ich Sabrina gerade hinter der Kurve verschwinden. Ich rannte ihr nach.

»Sabrina!«

Sie hörte mich nicht. Irgendwo hatte ich gelesen, dass man Schlafwandler nicht wecken darf. Sie wissen nicht, was sie während des Schlafens tun. Im Moment des Aufwachens erschrecken sie unter Umständen so sehr, dass sie vollkommen unkontrolliert handeln.

Und Sabrina wäre möglicherweise abgestürzt. Als ich die Kurve umrundete, stand sie, barfuß und mit dem Rücken zu mir, auf dem Holzgeländer in der Mitte der Brücke. Sie hatte den Kopf in den Nacken gelegt. Unter ihr schäumte gurgelnd die vom Regen angeschwollene Lahn.

Meine Gedanken überschlugen sich. Wenn ich versuchte sie von der Seite zu greifen, war die geringste falsche Bewegung ausreichend. Sie würde fallen, noch bevor ich sie richtig gefasst hatte.

Das Geländer war keine zehn Zentimeter breit. Ich kletterte trotzdem hinauf. Das Holz war nass, stellenweise sehr glitschig und die Profilsohlen meiner Turnschuhe waren abgetreten. Als ich klein war, war es eine Mutprobe gewesen, über die dünnen Balken zu balancieren, die auf dem Spielplatz aufgebaut waren. Unter den Balken hatten hohe Brennesseln gestanden. Ich hatte mir nie die Beine verbrannt. Aber ich hätte einen solchen Balanceakt nie gewagt, wenn die Balken sich, wie hier, in drei Metern Höhe befunden hätten.

Ich war nur noch zwei Schritte von Sabrina entfernt, als ihr ganzer Körper sich mit der Leichtigkeit einer Puppe, die von unsichtbaren Fäden über einem Abgrund gehalten wird, umdrehte. Ihr Gesicht war weiß. Ihre Augen schimmerten wie Irrlichter und starrten durch mich hindurch.

»Du wirst dir den rechten Arm brechen, Paul.« Ihre Stimme war so sanft und leise wie das Flattern von Schmetterlingsflügeln.

Ich streckte die Hände aus und machte einen Schritt auf sie zu. Mein linker Fuß glitt aus. Ich ruderte wild mit den Armen und machte die Sache dadurch nur schlimmer. Der Knöchel rutschte über den Geländerrand. Später hatte ich dort einen Bluterguss und es fehlte ein wenig Haut.

Das Letzte, was ich vor dem Fall deutlich sah, waren Sabrinas große Augen. Ich wunderte mich darüber, dass sie mich erkannt hatte, obwohl sie so offensichtlich schlief.

Von irgendwo erklang undeutlich eine Stimme, das Klappern hastiger Fußtritte auf nassem Asphalt, Hundegebell. Dann klatschte ich auf das dunkle Wasser, spürte einen brennenden Schmerz im rechten Arm und alles wurde schwarz.

7. Kapitel

Die folgenden Tage vergingen in einer verwirrenden Mischung aus Aufregung und Langeweile. Es dauerte länger als eine Woche, bis ich endlich aufstehen und wieder in die Schule gehen durfte. Während dieser Zeit kam ich mir vor wie der Zuschauer eines Theaterstücks, das sich zum größten Teil hinter verschlossenen Vorhängen abspielt.

Dienstag und Mittwoch musste ich zur Beobachtung im Krankenhaus bleiben – Verdacht auf Gehirnerschütterung. Die zwei Tage waren so langweilig wie der Versuch, einer Schnecke den Sprung durch einen Reifen beizubringen. Stunden und Minuten dehnten sich ins Endlose. Nachdem Mams und Paps den ersten Schock überwunden hatten, war es so, als hätte ich schon ein ganzes Leben lang im Krankenhaus gelegen.

Mein rechter Arm war doppelt gebrochen und von den Fingerspitzen bis rauf zur Schulter eingegipst. Trotzdem war ich glimpflich davongekommen. Wäre weniger Wasser in der Lahn gewesen, hätte ich ungleich härter auf dem Grund aufschlagen können; mehr Wasser und ich wäre höchstwahrscheinlich ertrunken. Anfangs hatte der Arm sich nur taub angefühlt. Als ich am Donnerstag endlich nach Hause entlassen wurde, schmerzte er höllisch. Die Prellungen und Blutergüsse, die ich mir zugezogen hatte, waren dagegen fast angenehm.

Meine Familie verkniff es sich, mir einen großartigen Empfang zu bereiten. Bis auf ein frisch bezogenes Bett, einen Strauß gelber Tulpen und einige Postkarten deutete nichts darauf hin, dass etwas Besonderes geschehen war. Die Sonne schien hell durch das Fenster. Agnes dümpelte, gelangweilt wie immer, durch ihr kleines Unterwasserreich. Von den Kinoplakaten an den Wänden starrten die Helden meiner Lieblingsfilme unverändert auf mich herunter.

Die Karten stammten fast ausnahmslos von den Mitgliedern des Kaffeekränzchens. Sie wünschten mir gute Besserung und den Schröders die Pest an den Hals – mindestens. Eine andere Karte hatte der General geschickt. Ich sei »einer der tapferen und selbstlosen Burschen«, schrieb er, »von denen unser Land mehr benötigt«.

Ich kam sogar in die Zeitung. Der Artikel erschien in der Mittwochsausgabe des *Bergwälder Landboten* und hatte den schwachsinnigen Titel »Hals- und Beinbruch«. Er stand unter einem Bericht

zum Geburtstag von Heribert Schmidt, der seinen gesegneten neunzigsten Jubeltag mit drei Kindern, acht Enkeln und elf Urenkeln feierte. Herr Schmidt war körperlich rüstig und geistig noch sehr beweglich, auch wenn er auf dem Geburtstagsfoto nicht so aussah.

HALS- UND BEINBRUCH

Mit einem gebrochenen Arm, ansonsten jedoch wie durch ein Wunder unbeschadet, bezahlte der vierzehnjährige Paul Udo Ewald Walser den mutigen Versuch, die kleine Sabrina Schröder vor einem Sturz in die Lahn zu retten. Die Sechsjährige war gegen 23:30 Uhr in der Nacht von Montag auf Dienstag aus ihrem Zuhause in der Ulmenstraße ausgerissen. Ohne sich der Gefahr bewusst zu sein, in der sie schwebte, erklomm sie das Gelände des nahe gelegenen »Läh-Briggelsches«. Paul Walser IV., der sich zurzeit im Bergwälder Stadtkrankenhaus befindet, konnte das Schlimmste verhindern. Aus ungeklärten Gründen stürzte er dabei selbst von der Brücke in den Fluss, aus dem sein hinzugekommener Vater ihn bergen konnte. Die kleine Sabrina blieb unverletzt. Die Mutter des Mädchens war zu einer ausführlichen Stellungnahme nicht bereit. Sie versicherte der Redaktion jedoch telefonisch, ihr Kind sei weder geistig verwirrt noch selbstmordgefährdet.

Neben dem Artikel war ein unscharfes Bild von mir abgedruckt, das Mams im Sommer letzten Jahres im Schwimmbad geknipst hatte. Es zeigte mich auf dem Sprungbrett, die Beine leicht gebeugt, die Arme über den Kopf erhoben. Ich grinste mit demselben dämlichen Gesichtsausdruck in die Kamera wie Heribert Schmidt.

Was genau geschehen war, erfuhr ich am Donnerstagnachmittag – von Delphine.

Unter anderen Umständen hätte ich vermutlich noch Wochen auf eine Gelegenheit warten müssen, sie endlich wiederzusehen. Jetzt schneite sie von allein ins Haus. Bis dahin hatte nur Paps mir eine lückenhafte Version der Geschichte aufgetischt. Jedes Mal hatte ich insgeheim bedauert, dass er es gewesen war, der mich aus dem Fluss gezogen hatte, und nicht Delphine.

Ich lag auf dem Bett, als sie plötzlich in meinem Zimmer stand wie ein vom Himmel gefallener Engel, blonde Haare, grüne Augen und alles. Wie

hatte sie es geschafft, an Mams vorbeizukommen? Zu der absoluten Bettruhe, die mir vom Arzt verordnet worden war, gehörte auch das strikte Verbot, Besuch zu empfangen.

Ich kam nicht dazu, sie zu fragen. Sie lächelte, trat wortlos an mein Bett, beugte sich zu mir herunter und küsste mich flüchtig auf die Lippen. Ich schwor mir meinen Mund nie wieder zu waschen und nie ein anderes Mädchen zu lieben als Delphine.

»Guten Tag, Paul.«

»Hallo.«

Gott sei Dank hatte ich nicht vor Erregung die Sprache verloren! Gott sei Dank trug ich ein T-Shirt von Paps und keinen dieser bescheuerten kurzärmeligen Schlafanzüge, die sich im Kleiderschrank stapelten! In den Dingen sah man aus wie ein Verrückter in einer übergroßen Zwangsjacke. Eine weiße Bluse mit mehreren Löchern und eine abgewetzte grüne Stoffhose zeigten, dass Delphine weniger Wert auf ihr Äußeres legte.

»Ich kann nicht lange bleiben.« Sie setzte sich unaufgefordert auf die Bettkante und strich sich die langen Haare aus dem Gesicht. »Erasmus lässt dich grüßen.«

»Warum ist er nicht mitgekommen?«

»Er kümmert sich um Mama.«

»Oh! Ist sie immer noch krank?«

»Ja.« Sie betrachtete den Tulpenstrauß. »Die sind sehr schön.« Mit der linken Hand fuhr sie behutsam über die gelben Blüten. »Willst du wissen, was neulich passiert ist?«

Wollte Gott, dass Noah die Arche baut?

Darwin, der kleine schwarze Strubbelköter, hatte sie aus dem Bett gekläfft. Er gehörte Sabrina und war darauf abgerichtet, sofort Krach zu schlagen, wenn die Kleine einen ihrer schlafwandlerischen Anfälle bekam. Delphine hatte aus dem Fenster heraus ihre Schwester und mich um die Ecke verschwinden sehen. Sie hatte sich hastig einen Pullover übergeworfen, war aus dem Haus gelaufen und hatte Paps auf der Straße getroffen. Das Geklapper unserer Haustür hatte ihn geweckt. Gefolgt von dem aufgeregt bellenden Darwin rannten die beiden zur Brücke, wo sie gerade noch rechtzeitig ankamen, um meinen graziösen Abflug mitzukriegen. Paps schmiss sich heldenhaft in die Fluten, die keine richtige Lust hatten, mich zu ersäufen oder wenigstens fortzuspülen. Er brachte mich sofort ins Krankenhaus, ohne sich weiter um die Mädchen zu

kümmern. Delphine hatte Sabrina vom Brückengeländer gehoben und nach Hause getragen.

Die Kleine war am nächsten Morgen aufgewacht, ohne sich an etwas erinnern zu können – im Gegensatz zu mir. Ich sah sie immer noch vor mir stehen, schwarze irrlichternde Augen in einem blassen Gesicht. *Du wirst dir den rechten Arm brechen, Paul.*

»Hat sie das öfters, das mit dem Schlafwandeln?« Ich hatte mich aufgesetzt und mir ein Kissen hinter den Rücken geklemmt.

Delphine schüttelte den Kopf, ohne ihre Aufmerksamkeit von den Tulpen abzuwenden. »Ab und zu. Nur in den wenigsten Fällen büxt sie aus.«

»Und wenn sie es tut?«

»Ihr ist noch nie ernsthaft etwas zugestoßen. Warum bist du ihr nachgelaufen?«

»Ich sah sie vom Fenster aus in eurem Garten stehen. Als sie raufschaute, da wusste ich irgendwie, dass sie nicht wach war. Und als sie dann in Richtung Lahn marschierte ...«

Sie nickte. »Der Fluss. Sabrina ist verrückt nach Wasser. Wegen ihr ist letzte Woche der Kessel explodiert, sie konnte die Finger nicht davonlassen.«

Ich fragte mich, was an den verfluchten Tulpen so aufregend war, dass Delphine sie ständig befummeln musste. Als sie endlich aufschaute, zeigte sie auf meinen eingegipsten Arm. »Tut es sehr weh?«

Es tat verdammt weh.

»Nein. Überhaupt nicht.«

Sie legte den Kopf schräg, ähnlich, wie ich es schon bei Dandelion gesehen hatte. Die Chromaugen blitzten.

»Na ja, ein bisschen ... eigentlich schon ... so ziemlich.«

Ich hatte keine Lust, den Helden zu spielen. Sie sah ohnehin nicht so aus, als würde sie sich davon beeindrucken lassen. Außerdem konnte es sein, dass sie bei Erasmus einen Schnellkurs in Lernen durch Beobachten belegt hatte.

»Sabrina ... Woher hat sie gewusst, dass ich mir den Arm brechen werde?« Der Satz rutschte mir raus, bevor ich darüber nachdenken und ihn zurückhalten konnte.

Delphine sagte nichts. Sie erhob sich, klopfte vorsichtig gegen den Gips und lächelte.

»Danke. Und gute Besserung, Paul.«

Sie konnte einen in den Wahnsinn treiben, kurz angebunden, wie sie war. Ich überlegte fieberhaft, wie ich sie zum Bleiben bewegen konnte. Sie noch einmal auf ihre Familie anzusprechen war sinnlos. Der Frage nach ihrer Mutter war sie ausgewichen, die nach Sabrina hatte sie ganz offensichtlich ebenfalls nicht beantworten wollen.

Das Problem löste sich auf unvorhergesehene Weise. Aus der Küche im Erdgeschoss erklang das Klappern von Geschirr, gefolgt von rasch nach oben kommenden Schritten im Treppenhaus.

Delphine hatte eben die Tür erreicht. Jetzt drehte sie sich erschrocken um und warf mir einen bittenden Blick zu.

Mann, war ich sauer! Ich wusste nicht, wie sie ins Haus gekommen war, aber mit Sicherheit hatte Mams sie nicht hereingelassen. Was das Eindringen in fremde Wohnungen anging, hatte Delphine scheinbar einiges mit Dandelion gemeinsam. Leider war gerade die ungünstigste Zeit, sie darauf hinzuweisen.

»Unter mein Bett! Schnell!«, zischte ich.

Sie war schon verschwunden, als Mams mit einem strahlenden Lächeln das Zimmer betrat. Ich bemühte mich, mir nichts anmerken zu lassen, und strahlte zurück wie ein Honigkuchenpferd. Mams hatte eine weiße Schürze über ihr blaues Kleid gebunden. Auf dem Tablett, das sie trug, schepperten munter eine Tasse Kaffee und ein Teller voller Kekse gegeneinander.

»Kaffeezeit, mein Paulimatz!«

Paulimatz! Ich hätte sie erwürgen können. So hatte sie mich zum letzten Mal genannt, als ich gelernt hatte das Klo richtig zu benutzen. Sie stellte das Tablett neben das Bett auf den Fußboden und wischte sich die Finger an der Schürze ab. Ich hielt die Luft an.

Ihr Lächeln erlosch, als sie mein verkrampft grinsendes, rot angelaufenes Gesicht sah. »Hast du Fieber, Schatz?« Sie legte mir eine Hand auf die Stirn. »Du bist ganz heiß!«

»Alles okay«, wehrte ich ab. »Es ist nur ein bisschen zu warm hier drin.«

»Das haben wir gleich.« Sie ging zum Fenster, öffnete es weit und blieb dort stehen. Die an einigen Ecken mittlerweile lockere Plastikfolie flatterte ein wenig, als milde, kühle Luft durch den Raum wehte.

Ich schwitzte trotzdem. Wer schon mal versucht hat an ein bestimmtes Lied *nicht* zu denken, der weiß, wie ich mich fühlte. Ich musste mich sehr zusammenreißen, um nicht unablässig über die Bettkante zu schielen. Wenn Mams Delphine entdeckte, war der Teufel los.

Im Moment bestand allerdings keine große Gefahr. Sie stand immer noch am Fenster und sah geistesabwesend rüber zum Schröderhaus. »Da hat uns vielleicht einer ein Kuckucksei ins Nest gelegt«, murmelte sie bitter. »Wohnen hier seit einer Woche und schon zerknallen die Fenster, Schlangen gehen auf die Menschheit los, wehrlose Hamster werden aufgefressen und du liegst mit zerbrochenen Knochen in der Lahn!«

Ich wollte nicht, dass Delphine sich eine Hasstirade gegen ihre Familie anhören musste, und tat genau das Falsche. Anstatt die Klappe zu halten, goss ich Wasser auf Mams' Mühlen. »Mams, niemand kann etwas für meinen Unfall! Aber wenn Sabrina etwas passiert wäre ... Wer hätte sie denn aus der Lahn gefischt, mitten in der Nacht?«

»Das ist doch genau der Punkt!«, brauste sie auf. »Ihre Mutter hätte besser auf sie aufpassen müssen!« Sie verschränkte entschlossen die Arme. »Diese Frau ist eine Rabenmutter, falls dich meine Meinung interessiert.«

»Sie ist krank«, sagte ich. »Und bis sie wieder gesund ist, können die Kinder gut auf sich selbst aufpassen. Wenn du die Grippe oder sonst was hättest, würdest du das von Susanne und mir auch erwarten. Du wärst sogar stolz auf uns.«

»Keine Mutter lässt ihr Kind nachts barfuß durch die Gegend laufen, egal ob sie krank ist oder nicht!«

»Mams, Sabrina ist Schlafwandlerin. Soll Frau Schröder sie ans Bett binden?«

Mams schnaubte verächtlich. »Schlafwandlerin! Die Kleine ist nicht ganz richtig im Kopf, das ist alles. Auch wenn in der Zeitung was anderes steht.«

»Du bist unfair!« Ich fühlte Wut in mir aufsteigen.

Mams schüttelte den Kopf, ging vom Fenster zum Aquarium und tippte nervös mit dem Finger gegen die Frontscheibe. Agnes kam angepaddelt und schnappte neugierig nach dem, was sie für einen Wurm hielt. »Paul, ich verstehe dich nicht. Wie kannst du diese Leute auch noch verteidigen? Du ... du hättest tot sein können!« Tränen stiegen ihr in die Augen.

»Aber ich bin's nicht! Abgesehen davon würde kein Mensch sich aufregen, wenn es nicht um Sabrina Schröder ginge. Im Gegenteil! Wenn Bernd oder Christian auf dem Geländer gestanden hätte, dann wäre jetzt jeder wer weiß wie besorgt.«

»Es war aber nicht Christian.«

»Leider!«, sagte ich heftig. »Dann hätte ich keinen gebrochenen Arm.«

»Was soll das heißen?«

»Das soll heißen, dass ich für diesen Idioten keinen Finger krumm gemacht hätte.«

Höchstens, um ihn runterzustoßen, dachte ich. In meinem rechten Arm pochte der Schmerz. Ich mochte diese Auseinandersetzung nicht. Ich hatte mich immer gut mit Mams verstanden. Und nun hatte ich das Gefühl, als lägen Welten zwischen uns.

Mams seufzte. »Paul, Paul, was geht nur in dir vor? Seit diese Familie nebenan eingezogen ist, bist du wie ausgewechselt.«

Ich dachte nicht mehr an Delphine und an das, was sie unter dem Bett mithörte. Mams hatte, ohne es zu wollen, einen empfindlichen Nerv getroffen und ich explodierte.

»Bin ich nicht! Die Leute in der Straße, die sind wie ausgewechselt! Die Schröders tun keinem was und ihr hackt auf ihnen rum, als wären sie Schwerverbrecher! Dein ganzer Kaffeetantenverein ist neidisch, missgünstig und voller Vorurteile, das weißt du genauso gut wie ich. Und er ist es immer schon gewesen. Vielleicht ... vielleicht gab es früher nur keinen Grund, mir darüber Gedanken zu machen.« Erst als ich das gesagt hatte, fiel mir auf, wie richtig es war.

Mams' Schultern sackten herunter. Ihr Blick flackerte unsicher. Einen kurzen, einen winzigen Moment lang sah es so aus, als wollte sie etwas erwidern. Nichts Böses, nichts gegen die Schröders, nichts gegen mich. Etwas, das die Dinge geändert und die Luft zwischen uns geklärt hätte.

Sie sagte es nicht. Sie straffte die Schultern, ging zur Tür und zeigte auf das Tablett.

»Trink deinen Kaffee und iss die Kekse, Schatz.« Sie sah ein letztes Mal zum Fenster. »Nachher kommt der Glaser.« Dann verließ sie, ohne ein weiteres Wort, das Zimmer.

Als ihre Schritte im Treppenhaus verklungen waren, kroch Delphine unter dem Bett hervor. Sie stand auf und stieß dabei gegen das Tablett. Die Tasse kippte um, aber es war mir egal. Ich war immer noch geladen und ich ließ es sie spüren. »Wie bist du ins Haus gekommen?«, fuhr ich sie an. »Verdammt, Delphine! Wunderst du dich wirklich, wenn die Leute über euch herziehen? Ihr macht es ja noch nicht mal denen leicht, die euch mögen!«

Sie schwieg.

Sie schaute mir in die Augen und sagte kein Wort. Sie zog meinen Haustürschlüssel aus der Hosentasche und hielt ihn mir entgegen. »Den hast

du Montagnacht verloren. Er lag auf der Straße. Deine Mutter hätte mich nicht reingelassen. Also habe ich ihn benutzt.«

»Warum hast du mir nichts davon gesagt?«

»Du hast nicht gefragt.«

»Du gibst nicht auf jede Frage eine Antwort!«

Sie warf mir den Schlüssel zu. Er platschte in die braune Kaffeelache, die sich auf dem Tablett breitgemacht hatte. Ich beugte mich umständlich hinunter und hob ihn auf. Als ich wieder hochkam, war Delphine verschwunden.

Ich schlug wütend mit der Faust auf die Decke. Innerhalb weniger Minuten hatte ich es mir mit Mams *und* mit Delphine verdorben. Ich konnte mich selbst nicht leiden. Der Tag war restlos verkorkst.

Am späten Nachmittag, während der Glaser mit einem Höllenlärm das kaputte Fenster ersetzte, fiel mein Blick auf die Tulpen. Sie sahen anders aus als zuvor. Da, wo Delphine sie berührt hatte, waren blassrote Streifen auf den gelben Blütenblättern erschienen. Ich war sicher, dass die Streifen zuvor nicht existiert hatten.

Aber vielleicht täuschte ich mich auch.

8. Kapitel

Am nächsten Tag erhielt ich einen Brief. Er war in großer, krakeliger Kinderschrift abgefasst und steckte in einem zerknitterten Umschlag ohne Absender.

Lieber Paul 4!

Vielen dank für die Lebensrettung. Mir gehts guht.

Ich treume von dir nachts. Guhte besserung!

Deine Sabrina, aber Dandelion hat das geschrieben.

Ich kan noch nicht schreiben.

Mams brachte mir den Brief kommentarlos zusammen mit dem Mittagessen. Sie hatte morgens und vormittags dann und wann nach dem Rechten geschaut, aber wir hatten uns beide nicht viel zu sagen gehabt. Die Angst, erneut Streit anzufangen, stand zwischen uns wie eine Mauer.

Ich treume von dir nachts.

Ich wusste nur wenig über Sabrina. Aber ich zweifelte keine Sekunde daran, dass die Träume ihr Dinge zeigten, die anderen Menschen verschlossen blieben. Die Vorstellung, ein Teil dieser Träume zu sein, behagte mir überhaupt nicht. Ich las die wenigen Zeilen mehrmals durch. Dann steckte ich den Brief zurück in den Umschlag und verschloss ihn in der untersten Schublade meines Schreibtisches, wo ich ihn vergaß.

Während des Wochenendes gelangte ich zu der festen Überzeugung, an akuter Vereinsamung oder am schleichenden Gipstod sterben zu müssen. Mams war eisern, was die mir verordnete Bettruhe anging: keine Besuche, keine Aufregung.

Susanne kümmerte sich für keine fünf Pfennige um mich. Sie war voll und ganz von den Vorbereitungen für ihren Geburtstag in Anspruch genommen. Der war eigentlich erst in zwei Wochen. Aber sie veranstaltete schon jetzt einen Rummel, als wäre das entscheidende Datum erstens morgen und zweitens mindestens so wichtig wie die Krönung der Queen.

Paps war in den Dörfern und in der Stadt unterwegs, wo er die seit Wochen anstehende Umgestaltung der Filialen und des Hauptgeschäfts überwachte, und Mams widmete sich mit rigoroser Geschäftigkeit ihrem

Haushalt. Der reguläre Sonntagsbesuch bei den Döllers fiel aus – wenigstens ein Vorteil.

Meine anfängliche Freude darüber, nicht zur Schule gehen zu müssen, war einem Gefühl allumfassender, tödlicher Langeweile gewichen. Jeder Versuch, ein Buch zu lesen oder fernzusehen, war mir zu anstrengend. Ich blätterte mich lustlos durch schon zehnmal gelesene Comics. Ich döste vor mich hin. Ich überlegte, ob ich den schmerzenden Arm amputieren lassen sollte. Ich malte mir leidenschaftliche, geheime Treffen mit Delphine aus. Ich beneidete Agnes um ihr aufregendes Unterwasserleben und bedauerte die Tulpen, die von Tag zu Tag die Köpfe tiefer hängen ließen.

Das Wetter unternahm keine Anstrengungen, meine Laune zu verbessern. Am Samstag fielen erste schwere Tropfen aus tief hängenden Wolken. Am Sonntag hatte es sich endgültig eingeregnet. Die Welt war grau.

»Mann, siehst du beschissen aus!«

»Danke! Jeder hat die Freunde, die er verdient.«

Ich hatte Claus in den letzten Tagen sehr vermisst. Jetzt grinste er mich aus einem der bequemen Korbessel an, die auf unserem Balkon standen.

Ich saß ihm gegenüber und grinste gut gelaunt zurück. Was scherte mich mein Aussehen! Das Besuchsverbot war aufgehoben und ab übermorgen würde das Leben endlich wieder seinen gewohnten Lauf nehmen. Selbst der Himmel hatte sich darauf eingestellt, mit tiefem Blau und strahlender Sonne. Der Duft von frisch gemähtem Gras hing in der Luft. Ich hatte das Gefühl, den Sommer mit beiden Händen greifen zu können.

Es war Dienstagnachmittag. Mams hatte uns, bevor sie zum Kaffeekränzchen bei Frau Döller aufgebrochen war, Eistee gebracht.

Claus nahm einen Schluck von dem kalten Zeug, dann deutete er auf meinen gebrochenen Arm, der in einer schwarzen Schlinge lag. Die hohen Zweige des alten Kirschbaums, der den Balkon überragte, malten unregelmäßige Schatten auf den Gips. »Alles okay damit?«

»Geht so«, erwiderte ich. »Tut nicht mehr weh, aber dafür juckt es jetzt wie die Hölle. Ziemlich nervig.«

Claus grinste noch breiter – vierundsechzig Zähne. Etwas war im Busch und er brannte darauf, es mir zu erzählen. Ich beugte mich erwartungsvoll, mit meinem besten Verschwörerlächeln, nach vorne. »Also komm, was gibt's?«

»Eine ganze Menge.«

»Von den neuen Nachbarn?«

»Ja«, sagte er. »Von den neuen Nachbarn.« Er stellte die Tasse ab und warf einen Blick über die Schulter auf das Schröderhaus. Dumpfes Klopfen drang zu uns herüber. Die Schröders renovierten immer noch. Der in unregelmäßigen Abständen ertönende Lärm war inzwischen fast zur Gewohnheit geworden. Mams hatte sich eine Zehnerpackung Ohropax gekauft.

Claus begann zu erzählen. Und je mehr er erzählte, desto stärker hatte ich das Gefühl, während der letzten Tage hinter dem Mond gelebt zu haben.

Erst mal war da die Sache mit Darwin. »Er hat Heinsels Garten umgegraben. Ziemlich sorgfältig.«

»Na und?«

Claus verdrehte dramatisch die Augen. »Mann! Heinsels Garten! Die *Venus von Milo*!«

Die *Venus* war Frau Heinsels ganzer Stolz. Sie hatte mit dem hässlichen violetten Ding den Landeswettbewerb des Deutschen Rosenzüchterbundes gewonnen. Mit Darwins Wühlaktion war die Teilnahme an der Bundesausscheidung gestorben.

»Sie ist vollkommen ausgetickt und will Schadenersatz.«

Frau Heinsels Rosen waren mir ziemlich gleichgültig. Das ausgefranste Grünzeug hatte ohnehin keine Ähnlichkeit mehr mit normalen Pflanzen. »Weiter.«

Anschließend hatte Darwin Ursula von Hohenstetten aufgelauert und sie hinterrücks überfallen – direkt vor Döllers Haus und am helllichten Tag.

»Er wollte ... na ja, du weißt schon. Ursel hat ihn nicht an sich rangelassen. Da war er beleidigt und hat sie in den Arsch gebissen.«

»Er hat einen schlechten Geschmack.«

»Du sagst es. Und Döllers, die wollen natürlich –«

»– Schadenersatz.«

Claus lachte und schnippte nach einer Fliege, die sich auf seinem Glas niedergelassen hatte. »Genau.«

Das Nächste war schon interessanter. Im Abstand von nur zwei Tagen waren zwei verschiedene Männer gesehen worden, die das Schröderhaus betreten hatten. »Am Wochenende. Einer kam abends mit dem Taxi. Das war der jüngere. Der andere war viel älter, graue Haare, teurer Anzug mit Krawatte und so. Er kam mit einem dicken Schlitten, irgendwoher aus dem Norden. Am Sonntag. Beide blieben jeweils mehrere Stunden.«

»Und keiner weiß, wer sie waren«, vermutete ich.

»Stimmt.«

Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie die Kaffeetanten sich am Telefon überschlagen hatten. Sie mussten ein Vermögen durch die Leitungen gejagt haben.

»Meine Mutter hat sich ganz tierisch darüber aufgeregt.« Claus betrachtete andächtig die Geranien, die unsere Balkonbrüstung zierten. »Die Schröder wäre unmoralisch und so. Du weißt ja, wie Mama mit so was ist. Als wäre sie der Papst persönlich. Dabei sind wir nicht mal katholisch.«

»Was glaubst du, wer die Typen waren? Liebhaber von Frau Schröder?«

»Keine Ahnung ... und wennschon.« Er wandte den Blick von den Geranien ab und musterte mich. »Warum hat deine Mutter dir nichts davon erzählt?«

»Wir stehen zurzeit auf Kriegsfuß.« Ich schilderte ihm mit ein paar kurzen Sätzen, was zwischen Mams und mir vorgefallen war. »Wahrscheinlich hatte sie Muffe vor einem neuen Krach.«

Claus nickte verständnisvoll und erzählte weiter.

Frau Heinsel, Ursel und die beiden geheimnisvollen Männer hatten mich relativ kaltgelassen. Aber seine nächste Geschichte brachte mich auf die Palme. Ich sprang auf und lief wütend auf dem Balkon hin und her.

Am Montag war Dandelion im Supermarkt beim Klauen erwischt worden. Das überraschte mich fast genauso wie die Tatsache, dass die Schröders zum Einkaufen gingen wie andere Sterbliche auch. Angeblich hatte Dandelion ein Päckchen Bonbons mitgehen lassen.

»Er hat's abgestritten. Irgendwer hätte ihm die Dinger in die Tasche gesteckt, ohne dass er es bemerkt hat.«

Aber Christian Döller und Thomas Heinsel hatten es bemerkt und einen Verkäufer auf den Schröderjungen gehetzt. Dandelion war mit einer Verwarnung davongekommen, aber beim nächsten Mal drohte eine Anzeige.

Ich musste Claus nicht sagen, was ich davon hielt. Klauen war für Christian und Thomas ein Hobby wie für andere Leute das Sammeln von Briefmarken. Und ich traute ihnen ohne Weiteres zu, dass sie Dandelion die Bonbons tatsächlich in die Tasche geschmuggelt hatten. Die beiden waren schrecklich. Sie verbrachten ihre Tage damit, Rentner, kleinere Kinder und streunende Hunde zu terrorisieren. Zwei Muskelprotze, blond und

schwarzhaarig wie Schneeweißchen und Rosenrot und böse wie alle Schreckensgestalten aus *Grimms Märchen* zusammengenommen.

»Diese Drecksäcke!«

»Ich weiß«, sagte Claus. »Christian ist ein verdammtes Schwein.«

Er machte eine Pause und überlegte. Dann fragte er zögernd: »Du magst die Schröders sehr, oder?«

»Ich versuche, sie nicht unfair zu beurteilen.«

Ich schaute vom Balkon hinunter auf die Straße. Sie lag so ruhig da, so friedlich. Gepflegte Gärten, saubere Autos, gefegte Gehsteige. Und das Gegenteil von alledem bei den Schröders. Ihr Haus und ihr Grundstück waren eine Beleidigung für die ganze Gegend, ihre Lebensweise ein Schlag ins Gesicht jedes einzelnen Nachbarn.

»Ja«, sagte ich schließlich leise. »Ja, ich mag sie.«

»Ich glaube, sie sind eigentlich ganz in Ordnung«, tönte Claus hinter mir. »Ein bisschen komisch eben. Weißt du, an Erasmus ist schwer ranzukommen. Ich hab's versucht und –«

Ich sah ihn überrascht an. »Du?«

Er lächelte verlegen und drehte entschuldigend die Handflächen nach oben. »Ja, mein Gott. Ist doch nichts dabei, oder?«

»Keine Angst vor deinen Eltern?«

Er schüttelte den Lockenkopf. »Nicht mehr. Bei uns ist sowieso nur noch dicke Luft. Da kommt's darauf auch nicht mehr an.«

»Wo hast du ihn angequatscht? In der Schule?«

Claus nickte. »Er hat sich nach dir erkundigt. Aber ansonsten hat er ziemlich eindeutig klargemacht, dass er seine Ruhe haben will. Er hängt die ganze Zeit mit seiner schönen Schwester rum. Weiß der Geier, was die ständig zu bereden haben.«

Delphine ... Ich machte den Mund auf, um Claus von ihr zu erzählen. Dann beschloss ich, es bleibenzulassen. Er hätte sowieso nicht geglaubt, dass sie mich geküsst hatte.

»Er hat übrigens Richard einen neuen Hamster geschenkt.«

»Oh. Und was hat Richards Vater dazu gesagt?«

»Er weiß es nicht. Richard hat ihm erzählt, er hätte das Vieh von seinem Taschengeld gekauft. Der Markowski hat den totalen Hass auf die Schröders. Aber der spinnt ja sowieso.«

Den Rest des Nachmittags spielten wir Karten und unterhielten uns über die Schule und über die Probleme bei den Tauchmanns. Ich konnte mich kaum konzentrieren. Ich dachte an das Kaffeekränzchen, das gerade tagte. Ich dachte an das unsichtbare Netz, das über unserem Stadtviertel lag. Informationen und Gerüchte zischten wie elektrische Signale von einem Ende der Straße zum anderen, hin und her, vor und zurück. Die Dinge, von denen Claus mir erzählt hatte, waren Kleinigkeiten. Aber all diese Kleinigkeiten konnten sich zu einem Ganzen addieren, das vielleicht schwerer wog als eine Explosion, ein entlaufener Python oder der Sturz von einer Brücke.

Das Problem war folgendes: Mittlerweile hatte praktisch jede der besseren Familien aus der Ulmenstraße etwas gegen die Schröders – und zwar etwas Handfestes, Greifbares. Was mit Vorurteilen begonnen hatte, das sahen die Kaffeetanten jetzt bestätigt: Markowskis beklagten den Verlust der unglückseligen Hannelore. Frau Tauchmann hatte ganz entschieden etwas gegen Frau Schröders unmoralischen Lebenswandel, wenn auch ohne Genaueres darüber zu wissen. Frau Heinsel hatte allen Grund, wegen ihrer blöden *Venus* sauer zu sein. Döllers Rassepudel wäre um ein Haar zur Mutter eines Haufens verwuschelter kleiner Bastarde geworden. Und was meine Eltern betraf ... Es gab ein zerballertes Fenster und einen Einbruch. Es gab einen verunglückten Sohnmann. Und es bestand die drohende Gefahr, dass die Schröders diesen Sohnmann auf falsche Gedanken brachten. Die walsersche Metzgerdynastie stand auf dem Spiel. Es gab mehr als genug Gründe für alle, die Schröders zu hassen. Und ich hatte die beklemmende Ahnung, dass bald etwas geschehen würde.

9. Kapitel

»Wenn es dir zu anstrengend wird, Schatz ...«

»Komme ich wieder heim. Mach dir keine Sorgen!« Ich umarmte Mams und drückte ihr einen Kuss auf die Wange. Dann beeilte ich mich, so schnell wie möglich aus der Küche zu verschwinden. Ihren überraschten Blick und ihr Lächeln bemerkte ich trotzdem. Das Friedensangebot war angenommen. Meine ohnehin gute Laune wurde noch besser.

Der Arzt hatte nichts dagegen gehabt, dass ich ab Donnerstag wieder die Schule besuchte. Und mir schien alles verlockender als ein weiterer Tag zu Hause, den ich damit verbrachte, die Minuten zu zählen. Ich trat hinaus in den Garten, wo die Sonnenstrahlen sich über Bäume und Blumenbeete tasteten. Ich fühlte mich wie ein neuer Mensch.

Was dann geschah, dauerte keine Minute.

Auf der anderen Straßenseite trödelte Claus aus dem Haus der Tauchmanns. Er winkte mir zu und überquerte die Straße. Dort stand Herr Markowski auf dem Gehsteig und schloss umständlich seinen Wagen auf. Der dunkelblaue, auf Hochglanz polierte BMW parkte unmittelbar hinter dem zerbeulten Caravan der Schröders.

Claus lief in dem Augenblick an Herrn Markowski vorbei, als Dandelion aus dem verwilderten Vorgarten des Schröderhauses stürmte. Die weißen Haare schimmerten in der Sonne. Von seinem Rücken hing ein viel zu großer Schulranzen, der sich irgendwo in Höhe seiner Oberschenkel eingependelt hatte. Er sah Claus im letzten Moment und wich ihm aus. Claus stolperte und kam schlitternd zum Halten. Dandelion stürzte, vom Gewicht des Ranzens nach vorne katapultiert, gegen Herrn Markowski.

Gegen Herrn Markowski, der den geringsten Vorwand zum Anlass nahm, um Richard zu verdreschen. Dessen Tochter aus Angst vor seinem Jähzorn davongelaufen und anschließend in ein Internat gesteckt worden war. Dessen Frau man manchmal nachts laut weinen hörte, bevor man rasch die Fensterläden schloss. Dandelion hätte genauso gut in ein Becken voller hungriger Haie stolpern können.

Der Autohändler fuhr herum. Sein bulliges Gesicht wurde krebsrot, als er erkannte, wer ihn angerempelt hatte. »Sieh mal einer an! Wen haben wir denn da?«

Riesige Pranken packten Dandelion bei den Schultern. Er zuckte zusammen, unternahm aber keinen Versuch, sich loszureißen. Sein ungebügeltes helles Hemd war aus der Hose gerutscht.

»Eine echte Schrödergöre! Einen echten, verdammten kleinen Dieb!«, schnaubte Herr Markowski. »Und was habe ich dem Dieb und seinem Schlangenbruder neulich gesagt, he? Was hab ich euch gesagt?« Er verstärkte seinen Griff. Die raue Stimme war gefährlich laut geworden.

Dandelion gab keine Antwort. Die Gläser seiner schwarzen Brille reflektierten das Sonnenlicht und sprühten kalte Funken.

»Dass es Prügel gibt, wenn ich euch noch mal erwische, das habe ich gesagt!«

Einen Moment lang sah es so aus, als wolle der hünenhafte Mann Dandelion die Arme umdrehen. Das Gesicht des kleinen Albinos war so weiß wie frisch gefallener Schnee.

»Lassen Sie mich bitte los!«

Richards Vater lachte hämisch. »Ich lass dich los, wenn du mir erklärt hast, wer für den zerkratzten Lack an meinem Wagen aufkommt, Bürschchen!«

Dandelion hatte den Wagen nicht mal mit den Fingerspitzen berührt und Herr Markowski wusste es.

»Aber an Ihrem Auto ist doch gar nichts!«

»Ach ja? Meinst du? Dann wollen wir doch mal sehen, was deine Mutter dazu zu sagen hat!«

Er ließ den Jungen abrupt los und machte einen Schritt auf das Schröderhaus zu. Dandelion rannte um ihn herum und versperrte ihm aufgeregt den Weg.

»Nicht! Sie können nicht zu meiner Mutter! Mami ist –«

Herr Markowski griff zu. Er riss Dandelion an den Armen in die Luft und schüttelte ihn wie eine Gliederpuppe, der man die Fäden abgeschnitten hatte.

Die Sonnenbrille flog in hohem Bogen auf den harten Asphalt des Gehsteigs. Ein kaum hörbares, feines Knacksen ertönte.

»Fass mich noch einmal an, du rotäugige kleine Missgeburt, und ich schlag dich windelweich!«

Die Worte wurden schallend von den umliegenden Häusern zurückgeworfen. Etwas klapperte. Frau Heinsel hatte das Küchenfenster

geöffnet und blickte neugierig über die Straße. Claus stand wie festgenagelt auf dem Gehsteig.

Ich hatte genauso angewurzelt dagestanden wie er. Jetzt ließ ich achtlos meine Tasche fallen und rannte los.

Dandelions Schulranzen hing, nur noch von einem ledernen Riemen gehalten, von seinem Rücken herunter und schleifte über den Kies. Herr Markowski hielt den zappelnden Jungen mühelos von sich gestreckt und stapfte entschlossen in den Vorgarten der Schröders.

Claus stand mir im Weg. Ich wich ihm aus und stieß ihn dabei mit dem Gipsarm an. Der Schmerz war auszuhalten, aber unangenehm. Ich blieb stehen und stützte mich mit der linken Hand auf die Motorhaube des BMWs.

»Hey! Lassen Sie ihn gefälligst in Ruhe!«

Herr Markowski wirbelte herum. Aber es war nicht mein Rufen, auf das er reagierte.

Ein Zischen erfüllte die Luft. Es war hoch und sirrend, ähnlich wie das Pfeifen eines Wasserkessels. Ich hörte es im selben Moment, in dem ich etwas Funkelndes senkrecht vom Himmel herabschießen sah. Die erschreckten Schreie von Frau Heinsel und Claus gingen in einem ohrenbetäubenden Krachen und dem Knirschen sich verbiegender Metalls unter. Dann wurde es unheimlich still.

Herr Markowski setzte Dandelion so sanft wie zerbrechliches Porzellan auf dem Boden ab. Er starrte ungläubig auf sein Auto.

»Was –?«

Gelbgrüne Splitter sprenkelten den Asphalt und regneten auf den Gehsteig. Sie stammten von einem unregelmäßig geformten Eisblock, der sich wie eine fehlgesteuerte Rakete in das Dach des Wagens gebohrt hatte. Der schillernde Block glänzte in der Sonne und erinnerte mich an die unbenutzte Glasvitrine im Flur der Markowskis.

»Wahnsinn!«, flüsterte Claus.

Ich sagte gar nichts. Das Ding war höchstens einen Meter von mir entfernt in den Wagen gekracht. Ich hatte gespürt, wie das Blech sich verzog. Mehrere der farbenfrohen Splitter hatten mich am Körper und im Gesicht getroffen, ohne mich ernsthaft zu verletzen. Meine Beine zitterten und ich musste dringend aufs Klo.

Überall gingen Fenster auf. Frau Heinsel und Mams waren die Ersten, die auf die Straße gelaufen kamen. Als Nächste erschienen Frau Tauchmann

und Christian Döller, der sein Fahrrad in unsere Richtung lenkte. Herr Markowski betrachtete, immer noch vollkommen fassungslos, das gefrorene Monstrum. Brackiges Wasser sammelte sich in der tiefen Mulde, die das Geschoss in das Dach des BMWs geschlagen hatte.

Keiner achtete darauf, dass Dandelion seine Sonnenbrille vom Gehsteig aufhob und ins Schröderhaus lief. Und in dem anschließenden Tumult fragte sich keiner, warum zuvor nicht Delphine, Erasmus oder seine Mutter dem Jungen zu Hilfe gekommen waren.

Keiner außer mir.

Was Herrn Markowskis BMW getroffen hatte, war, um das von den Bergwäldern dafür geprägte Wort zu benutzen, eine Pissbombe. Die Dinger entstehen an Flugzeugen – genauer gesagt, unter dem Rumpf von Flugzeugen. Dort befinden sich gewöhnlich die Sammel tanks der Bordtoiletten. Diese Tanks haben ein Ablassventil. Ab und zu ist so ein Ventil undicht und dann kann Flüssigkeit austreten. Weil es in der großen Höhe, in der Flugzeuge sich bewegen, sehr kalt ist, gefriert diese Flüssigkeit zu einem immer größer werdenden Eisblock. Und sobald die Maschine wieder sinkt und auf wärmere Luftschichten trifft, löst sich die Pissbombe und donnert der Erde entgegen.

Das waren die Informationen, die Herr Markowski über die Polizei von der Bundesanstalt für Flugsicherung erhielt. Warum dieser Verein so hieß, obwohl er seine Aufgabe nicht richtig erfüllte, wusste ich nicht. Schließlich gingen pro Jahr ungefähr drei bis vier solcher Kracher runter. Und die wurden auch nur dann bemerkt, wenn sie zufällig nichts ahnende Passanten trafen. Oder dunkelblaue BMWs.

Eigentlich war es komisch. Eigentlich hatte es nichts mit den Schröders zu tun. Wer war schon so blöd und machte ein Kind für etwas verantwortlich, das vollkommen natürliche Ursachen hatte?

Aber es ging nicht um den Eisblock. Es ging darum, dass seit dem Einzug der Schröders Dinge passierten, die vorher nicht passiert waren. Es ging darum, dass die Bewohner der Ulmenstraße sich nach der Ruhe zurücksehnten, die vorher ihr Leben regiert hatte. Und ab jetzt ging es darum, Mittel und Wege zu finden, um diese Ruhe wiederherzustellen.

Als ich mittags aus der Schule kam, war Frau Tauchmann bei uns zu Besuch. Ich hörte ihre und Mams' Stimme aus der Küche zwischen dem

Klappern von Töpfen in den Flur dringen.

»Marianne, das ist doch nicht normal! Seit diese Leute hier sind –«

»Ich weiß. Aber du willst doch wohl nicht behaupten, dass der kleine Albino etwas dafür kann, wenn irgendwelche Eisklötze vom Himmel fallen?«

»Tu ich ja gar nicht! Aber abgesehen davon ... mein Gott, was hätten bloß die alten Schröderschwestern gesagt? Es ist einfach eine Schande, was in diesem Haus passiert.«

»Bleib auf dem Teppich, Klara! Keiner von uns weiß, was in diesem Haus passiert. Und bis wir es wissen –«

»Willst du diese Familie etwa in Schutz nehmen?«

Ich lauschte gespannt, aber Mams schwieg. Warum stellte sie sich Frau Tauchmann entgegen?

»Marianne, sei doch vernünftig! Weißt du, dass Claus sich mit diesem Schröderjungen einlässt, diesem Erasmus?«

Der Schröderjunge war, wie ich enttäuscht festgestellt hatte, heute nicht in der Schule gewesen und Delphine auch nicht. Ich nahm an, dass beide zu Hause geblieben waren, um sich um Dandelion zu kümmern.

»Ich komme noch um vor Sorge«, hörte ich Frau Tauchmann sagen. »Ich weiß sowieso nicht, wo mir der Kopf steht, mit Ingo und dieser Verweigerung. Ich muss dir nicht erzählen, was bei uns los ist.«

Sie machte eine Pause. Ich stellte mir vor, wie sie nervös an ihren Ohrringen zupfte. Dann ertönte die hohe Stimme erneut.

»Glaubst du denn, euer Paul wäre vor diesen Kindern sicher? Das Mädchen läuft durch die Gegend wie ein Flittchen, wahrscheinlich kommt sie ganz nach ihrer Mutter. Dieser Schlangenbruder ist mir auch nicht geheuer. Und was dieses unheimliche kleine Ding angeht, das in die Klapsmühle gehört ... wirklich! Ich bin nach wie vor der festen Meinung, dass wir uns etwas einfallen lassen müssen, um diese Bagage loszuwerden. Nach allem, was schon geschehen ist. Man muss sich das mal vorstellen: Ein Eisklumpen stürzt vom Himmel!« Ihre Stimme senkte sich. »Mechthild hat da jedenfalls eine, na ja, so eine Idee. Ich kann ihr nur zustimmen und –«

»Ich will es nicht hören!«, sagte Mams entschlossen.

Ich wollte es hören, aber ich wagte nicht, mich bemerkbar zu machen. Und Claus' Mutter würde sich eher die Zunge abbeißen, als mir von Frau Döllers Idee zu erzählen.

»Du bist komisch, Marianne. Nein, wirklich! Ich hab dich neulich schon nicht verstanden, als du ... na ja, lassen wir das.« Die Stimme war näher an die Tür gekommen. Ich verzog mich ins Wohnzimmer. »Ich muss rüber, die Kinder kommen gleich aus der Schule. Falls du deine Meinung änderst ... lass uns heute Nachmittag noch mal telefonieren.«

Mams murmelte etwas, das ich nicht verstand. Frau Tauchmann verabschiedete sich. Ein paar Sekunden später ertönte das gedämpfte Knallen der Haustür.

Ich blieb im Wohnzimmer stehen. Ich fragte mich, warum Mams plötzlich so zurückhaltend war. Ich fragte mich, was Frau Döller sich ausgedacht hatte, um gegen die Schröders vorzugehen. Ich fragte mich, einmal mehr, warum Dandelion heute Morgen Herrn Markowski so schutzlos ausgeliefert gewesen war. Auf keine dieser Fragen fiel mir eine Antwort ein. Und die Zeit war zu knapp, um auf Antworten zu warten.

Am Abend desselben Tages gingen Mams und Paps zum Kegeln. Susanne war, wie üblich, bei Christiane. Ich zog mein bestes Hemd an, was anstrengend genug war. Der rechte Ärmel hing nutzlos am Gips herunter. Ich wickelte ihn ein. Es war noch anstrengender, meine Lieblingsjeans aus dem Schrank zu holen und meine Schuhe zu putzen. Dann kämmte ich mir die Haare und betrachtete mich in dem großen Spiegel im Flur. Ich war vielleicht etwas zu blass, aber insgesamt war ich mit meinem Aussehen zufrieden. Ich hoffte, die Schröders würden es auch sein.

10. Kapitel

In der klaren und kühlen Abendluft lag die Ulmenstraße vor mir wie ausgestorben. Mildes gelbes Licht ergoss sich aus den Straßenlampen über die Gehsteige. Angeblich sollte so etwas beruhigend wirken. Vielleicht tat es das auch für den Idioten, der sich diese Theorie ausgedacht hatte. Mich beruhigte es jedenfalls überhaupt nicht. Ich war so aufgeregt wie bei meinem ersten Angelausflug mit Paps, als ich beim Pinkeln versehentlich aus dem Boot in den Edersee gefallen und beinahe ertrunken war.

Sei kein Schwachkopf, dachte ich, es ist nur ein Besuch, ein ganz normaler Besuch bei ganz normalen Nachbarn!

Aber ganz gleich was ich mir einzureden versuchte, es war kein normaler Besuch. Ich war dabei, mich endgültig auf die Seite des Feindes zu schlagen. Mein Herz schlug heftig und schnell wie ein Presslufthammer.

Einige Fenster des Schröderhauses waren schwach erhellt. Der Kies im Vorgarten knirschte unangenehm laut unter meinen Füßen, während ich auf die Haustür zuing. Ich überlegte, wie oft ich klingeln sollte, bevor ich zurück nach Hause flüchten würde. Dreimal, dachte ich. Nur dreimal, dann vergisst du den Scheiß und gehst!

Nach dem zweiten Klingeln erklangen Schritte im Haus und Erasmus öffnete die Tür. Er schaute erstaunt zu mir auf und wirkte noch kleiner als sonst. Ich fragte mich, ob er den weißen Kittel auch trug, wenn er ins Bett ging. Winston war um seinen Hals gewickelt wie ein zu lang geratener Schal.

»Darf ich reinkommen?«

Er trat wortlos einen Schritt zurück und ich quetschte mich an ihm vorbei in die Diele. Winstons Kopf folgte jeder meiner Bewegungen – als ob ich nicht schon nervös genug gewesen wäre.

Erasmus schloss die Tür und lehnte sich abwartend mit dem Rücken dagegen. Er kralte die Schlange beruhigend am Kinn oder am Hals oder was immer es ist, was bei Pythons unterhalb des Mauls kommt. Sein Schweigen brachte mich vollends durcheinander. Ich kam mir vor wie ein Eindringling, wie ein ungebetener Gast.

Endlich lächelte er. »Entschuldige bitte, wenn ich etwas überrascht bin. Wir bekommen nur selten Besuch.«

»Ich weiß«, sprudelte es aus mir heraus. »Jeder weiß es. Das ... das ist einer der Gründe, aus denen ich hier bin.«

Er nickte, als könne er sich keine andere Erklärung für mein Auftauchen vorstellen. »Die Volksseele kocht?«

»Sie kocht bald über.«

»Meine Mutter hat so was befürchtet. Schon bevor wir hier eingezogen sind. Du willst mit ihr sprechen, oder?«

»Am liebsten mit ihr, ja. Aber wenn es nicht geht ... Ist sie immer noch krank?«

»Ja. Aber sie wird sich freuen dich zu sehen.« Er löste sich von der Wand und kam auf mich zu. Sein Lächeln wurde breiter. »Ich freue mich übrigens auch, Paul. Komm mit.«

Er ging an mir vorbei auf eine Treppe zu, die nach oben führte. Bis dahin hatte ich mich noch nicht umgesehen. Jetzt, während ich Erasmus folgte, ließ ich den Blick durch die Diele schweifen.

Ich kann nicht sagen, was ich mir vorgestellt hatte. Ein Märchenschloss vielleicht. Oder eine Art Hexenhaus, über dem derselbe Zauber lag, der die Schröders umgab wie eine zweite Haut. Mit Sicherheit war ich nicht vorbereitet auf den Eindruck eines alles beherrschenden Brauns. Der Boden, die Treppe, die Tapeten, die vereinzelt antiken Möbelstücke: Sie schienen sich zu ergänzen, miteinander zu verschmelzen zu einem warmen walnussfarbenen Braun. Dabei waren die Tapeten sehr hell, das Parkett sehr dunkel, die Treppe fast schwarz. Trotzdem wirkte alles aufeinander abgestimmt und unglaublich gemütlich. Der Eindruck wurde verstärkt durch das warme Licht, das aus drei alten Wandlampen sickerte. An den Wänden hingen ungerahmte, mit Filzstift und Wasserfarben gemalte Bilder von Blumen, die eindeutig aus Kinderhand stammten.

»Gefällt es dir?«, fragte Erasmus. Er war vor der Treppe stehen geblieben und beobachtete mich.

»Sehr!« Ein ständig wiederkehrendes Motiv der Bilder war Löwenzahn, manchmal ganze Wiesen davon. »Ich hatte eigentlich etwas anderes erwartet.«

Er lachte. »Was von außen verkommen wirkt, das muss nicht auch von innen so aussehen. Wir basteln hier schon seit dem Einzug herum. Anfangs sah es im ganzen Haus ein bisschen wüst aus.« Er zeigte auf die Möbel. »Die sind alle noch von den alten Schwestern, deswegen hat Mami unser Zeug erst mal bei Jonathan gelassen.«

Er stieg die Treppe nach oben, ohne näher zu erläutern, wer Jonathan war. Ich nahm an, dass es sich dabei um einen der beiden Männer handelte, die letztes Wochenende gesehen worden waren – vielleicht war er der *Lebensgefährte*, den Frau Schröder in die Wüste geschickt hatte. Jedenfalls hatte Erasmus den Namen englisch betont, mit einem perfekten Ti-äitsch.

»Oben sieht's noch nicht so gut aus«, fuhr er im Plauderton fort. Zu jedem seiner Worte knarrten und knackten die Treppenstufen. »Hat lange gedauert, bis wir das Durcheinander sortiert hatten.« Er musste große Schritte machen, um nicht über den Saum seines Kittels zu stolpern.

Über dem ersten Stock lag schwer der Geruch von Wandfarben und Kleister. Einige verstaubte Lampen spendeten gerade genug Licht, um die Schatten fernzuhalten, die in hundert versteckten Winkeln lauerten. Die Decke über uns war hoch und kaum sichtbar – wie die Kuppel einer unbeleuchteten Kathedrale. Der Boden war mit einem düsteren und abgewetzten Teppich ausgelegt, die Wände glänzten matt in tristem Grau. Zwei Treppen mit kunstvoll geschnitzten Geländern führten in entgegengesetzte Richtungen weiter nach oben in die Dunkelheit. Fenster und Türen starrten mir entgegen wie der Eingang zu einem komplizierten, verschachtelten Irrgarten. Vor einer der Türen blieben wir stehen.

»Wir bewohnen nicht alle Räume«, erklärte Erasmus. »Die meisten sind eigentlich ein Spielplatz für die Kleinen.« Er bemerkte meinen Blick und grinste. »Mich eingeschlossen.«

»Ich glaube, ich hätte ein bisschen Angst. Nachts und so. Die vielen leeren Zimmer«, sagte ich.

»Man gewöhnt sich dran.« Er klatschte Winston gegen den schuppigen Leib. »Zisch ab, Alter!« Der Python entknotete sich gehorsam, rutschte an der Brust seines Herrchens herunter und ließ sich geschmeidig zu Boden sinken.

»Meine Mutter mag ihn nicht besonders. Wart mal, du fettes Monster!«

Er hielt Winston vor dem Schwanzende fest, kramte suchend in den Kitteltaschen und zog ein dünnes Band aus geflochtenem gelbem Stoff hervor. Ein kleines Glöckchen war daran befestigt. Er knotete das Band um den dicken Schlangenkörper, dann ließ er Winston los. Der Python schob sich, beleidigt und leise klingelnd, über den Teppich davon.

»So weiß ich immer, wo er sich rumtreibt. Witzig, nicht? Hält natürlich nicht lange an dem alten Glitscher. Dandelion hat mir das Ding zum Geburtstag geschenkt.«

Ich hätte mich in den Hintern beißen können! Heute war der zweite Juni, der Namenstag des Schutzpatrons der Bauchschmerzen, der Kühe und Schweine, oder wer auch immer der Kerl gewesen war. »Verdammt, das tut mir leid! Ich hab's glatt vergessen«, gestand ich zerknirscht. »Herzlichen Glückwunsch!«

»Danke«, lachte Erasmus. »Aber mach dir da nichts draus. Ich mach mir auch nichts draus – aus dem Geburtstag, meine ich. Ein Jahr älter und keinen Zentimeter gewachsen.«

»Schade«, bedauerte ich ihn. »Ich hätte dir sonst einen neuen Kittel schenken können. Warum trägst du dieses Ding überhaupt?«

»Findest du nicht, dass er zu mir passt?«

»Doch! Er passt ganz hervorragend zu dir.«

»Siehst du«, sagte Erasmus zufrieden. »Genau das finde ich nämlich auch.«

Ich kam nicht dazu, etwas zu erwidern. Delphine stand so unvermittelt vor uns, als wäre sie aus dem Boden gewachsen. Sie war unbemerkt eine der Treppen heruntergekommen. Ihre Haare waren zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, ihr ehemals weißes T-Shirt war übersät mit Farbtupfern, die sie sich beim Tapezieren zugezogen hatte. Bunte Kleckse klebten auf ihren Wangen und auf der Stirn.

»Guten Abend, Paul.«

Das war der Moment, vor dem ich mich am meisten gefürchtet hatte. Wenn sie noch sauer auf mich war wegen letzter Woche, würde ich sofort verschwinden. Ich würde mich in die Lahn werfen und mir diesmal vorher einen Stein um den Hals binden.

Delphine war nicht sauer, obwohl sie unsere kleine Auseinandersetzung bestimmt nicht vergessen hatte. Sie wischte sich die beschmierten Hände an ihrer total eingedreckten Hose ab und strahlte mich an. »Hast du dich verlaufen? Du siehst so aus, als wolltest du ins Theater gehen. Oder in die Oper.«

Nun ärgerte ich mich über meine Klamotten. Was Delphine anging, hätte ich genauso gut in Sack und Asche bei den Schröders antanzen können.

»Er will was mit Mami besprechen«, beantwortete Erasmus ihre Frage für mich.

»Schön!«, sagte Delphine, als wäre es das selbstverständlichste Anliegen der Welt. »Wie geht's deinem Arm?«

Ach, der Arm ist okay, aber mein Magen überschlägt sich gerade und mein Herz steht kurz vor dem Kollaps und, übrigens, ich bin total in dich verliebt.

»Er, äh, er juckt ein bisschen«, stammelte ich.

»Das lässt nach«, sagte sie sachlich.

»Ein doppelter Bruch, oder?«, fragte Erasmus. »Hat Sabrina erzählt. Musst du dir keine Sorgen drum –«

»Wer ist das?«, rief eine Kinderstimme von oben. Als hätte sie ihren Namen gehört, tauchte Sabrinas Kopf hinter dem Treppengeländer im Stockwerk über uns auf. Als sie mich erkannte, kam sie wieselflink und polternd die Stufen heruntergeturnt. Sie hatte dasselbe große Männerhemd an, das sie auch in der Gewitternacht getragen hatte.

»He, Paul Nummer vier!« Sie warf sich begeistert an mich und umklammerte meine Beine. »Kommst du uns besuchen? Ja?«

»Tag, Sabrina. Wie geht's dir, du Ausreißerin?« Ich konnte nicht widerstehen. Ich beugte mich zu ihr hinunter und drückte ihr einen Kuss auf die Wange.

In ihrem Gesicht ging die Sonne auf und sie ließ mich los. »Mir geht's gut. Dandi geht's auch gut. Der schläft aber schon«, blubberte sie. »Ich hab dich mit ihm zusammen gesehen, im Traum! Ihr wart in einer –«

Delphine blitzte sie an und die Kleine verstummte. Ihre schwarzen Augen wanderten unsicher zwischen mir und ihrer älteren Schwester hin und her.

Der strenge Ausdruck in Delphines Gesicht schmolz so schnell, wie er gekommen war. Sie lachte und klopfte Sabrina liebevoll auf den Hintern. »Erzähl Paul keinen Blödsinn! Geh zurück ins Bett, ja? Ich komm gleich nach und lese dir noch was vor.«

»Kommt Paul auch mit rauf zu uns?«

»Vielleicht«, sagte ich.

Zufrieden mit dieser Antwort zischte Sabrina ab, nicht ohne mich mit einer geballten Ladung ihres Kleinmädchencharmes bedacht zu haben.

»Sie träumt wirklich solche Dinge, oder?«, sagte ich, als sie mit flatterndem Hemd oben verschwunden war. »Ich meine, dass mein Arm zweimal gebrochen ist. Und meinen Spitznamen kannte sie auch.«

Delphine und Erasmus schauten sich kurz an und kamen zu einer schweigenden Übereinkunft. »Na ja«, sagte Erasmus mit einer hilflosen

Handbewegung. »Es gibt eben mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen lässt. Du weißt schon ... Shakespeare.«

Ich wusste nichts, aber es war mir gleichgültig. Es hätte mich genauso wenig überrascht, wenn Delphine plötzlich goldene Flügel gewachsen wären. Die zwei beobachteten mich gespannt. Anscheinend hing viel von meiner Antwort ab.

»Also«, sagte ich, »wenn Sabrina träumt, dass ich meiner Metzgerzukunft entgehe, gebt mir jedenfalls Bescheid.«

Beide lachten und damit war das Thema erledigt. Kann sein, dass ich noch gefragt hätte, was Sabrinas Traum von mir und Dandelion bedeuten sollte, wenn er etwas zu bedeuten hatte. Und mit Sicherheit hätte ich mich danach erkundigt, wie es Dandelion nach der Attacke durch Herrn Markowski ging. Aber Erasmus lief in diesem Moment zielstrebig an mir vorbei und öffnete die Tür, vor der ich bisher gestanden hatte. »Mami ist hier. Sie schläft, aber –«

»Du musst sie wegen mir nicht wecken!«, warf ich ein, aber Delphine winkte ab. »Müssen wir sowieso. Es ist Zeit für ihre Medikamente.«

Erasmus war schon verschwunden. Delphine ergriff mich kurz entschlossen beim linken Arm und zog mich hinter sich her durch die Tür.

11. Kapitel

Die Rollos waren halb heruntergelassen, die beiden Fenster waren geöffnet. Die Tapeten und der Tapeziertisch hatten ihre Aufgabe erfüllt, der Raum schimmerte in sanftem Beige. Hellbrauner Parkettboden und eine niedrige, schlichte Stehlampe erfüllten das Zimmer mit Wärme und Licht. Ich erkannte sofort das vor dem linken Fenster stehende Sofa und die aus bunten Stoffresten zusammengesetzte Decke wieder. Ich erinnerte mich auch an die langen Haare; und an die schlanken Hände, die den weinenden Dandelion gestreichelt hatten. Jetzt lagen die Hände nebeneinander auf der Decke, die sich unter den gleichmäßigen Atemzügen Frau Schröders hob und senkte.

Ich blieb mit klopfendem Herzen zwischen Delphine und Erasmus vor dem Sofa stehen. Delphine ließ meinen Arm los und musterte besorgt ihre schlafende Mutter.

Man konnte auf einen Kilometer sehen, dass sie krank war. Die schwarzen Haare waren stumpf, ganz anders als noch vor zwei Wochen, als ich Frau Schröder und Dandelion durch mein Fenster beobachtet hatte. Das Gesicht wirkte angespannt und hager. Rote, fein geschwungene Lippen standen in merkwürdigem Kontrast zur Blässe der Haut.

»Mami?« Erasmus schüttelte sie vorsichtig an den Schultern. »Paul ist da und möchte mit dir reden.«

Frau Schröder öffnete die Augen, wunderschöne, glanzlose Ebenbilder der Augen Delphines. Sie schaute mich lange an. Und, so verrückt sich das anhören mag, ich wurde ruhiger.

»Paul Vier«, sagte sie. Es klang wie eine Feststellung und das war es wohl auch. Ihre Stimme war kräftig, entgegen meinen Erwartungen, und hatte einen melodischen Beiklang.

»Einfach Paul«, sagte ich. »Guten Abend, Frau Schröder.«

»Guten Abend. Willst du dich nicht setzen?«

Ich schaute mich um. Es gab keinen Stuhl. Das große Zimmer war, bis auf das Sofa, die Stehlampe und einen kleinen Tisch, vollkommen leer. Auf dem Tisch stand eine Vase mit Frühlingsblumen neben einer Flasche Mineralwasser, einem Glas und drei offenen Tablettenschachteln.

Ich setzte mich kurzerhand auf den Boden. Delphine bewegte sich nicht von der Stelle, aber Erasmus ließ sich bei seiner Mutter auf dem Sofa

nieder.

Als Frau Schröder sich aufsetzte, verrutschte die bunte Decke und enthüllte das silbern glänzende Oberteil ihres Pyjamas.

»Ich habe mich nicht bei dir bedankt«, sagte sie. »Wegen der Sache mit Sabrina. Und ich bedaure sehr, dass du dir den Arm gebrochen hast. Ich bedanke mich jetzt – falls es nicht zu spät dafür ist.«

»Ist nicht weiter wild«, antwortete ich verlegen. »Jeder hätte das getan.«

»Nein, das stimmt nicht«, erwiderte sie. »Niemand hätte es getan. Deshalb bist du hier, oder?«

Ich schaute verblüfft zu ihr auf. Wenigstens wusste ich jetzt, woher die Kinder ihre Direktheit hatten. Man konnte von den Schröders halten, was man wollte, aber sie waren einfach verdammt gut darin, Menschen zu durchschauen.

Also dann!, dachte ich. Kein Herumschleichen um den heißen Brei. Ich holte tief Luft. »Ich bin hier, weil ... na ja, weil ich glaube, dass die Leute in der Straße etwas vorhaben. Ich weiß nicht, was es ist, aber ...«

Woher nahm ich das Vertrauen? Ich kannte sie gerade eine Minute, aber ich erzählte Frau Schröder alles. Ich begann beim ersten Tag, als das Kaffeekränzchen die Ankunft der neuen Nachbarn diskutiert hatte. Ich ließ weder Herrn Döllers Bemerkungen über Frau Schröders Besuch in seiner Bank aus noch verschwieg ich die gehässigen Texte auf den Postkarten, die ich von den Kaffeetanten erhalten hatte.

Während ich meinen Streit mit Mams schilderte, verließ Delphine das Zimmer. Sie kannte die Geschichte. Sie kam mit drei Gläsern und einer Flasche Orangensaft wieder, als ich von der Unterhaltung zwischen Mams und Frau Tauchmann am heutigen Nachmittag berichtete. »Ich hab keine Ahnung, was Frau Döller oder die anderen sich ausgedacht haben«, schloss ich. »Aber ich wette, in den nächsten Tagen kommt irgendwas auf Sie zu.«

Frau Schröder hatte meinen Ausführungen gelauscht, ohne mich zu unterbrechen. Sie sagte auch jetzt nichts, als Delphine die vollen Gläser verteilte und sich zu mir auf den Boden setzte.

Ich nahm einen Schluck von dem Saft und plapperte aufgeregt weiter. »Vielleicht eine ganze Welle von Anzeigen«, äußerte ich meine Vermutung. »Oder eine Unterschriftensammlung! Vielleicht versucht auch jemand Darwin zu vergiften ... wo ist der überhaupt?«

»Bei Sabrina und Dandelion«, sagte Erasmus. Er hatte die Brille abgezogen und polierte sie mit einem Zipfel seines dreckigen Kittels.

»Ach so ... Sehen Sie, zum Beispiel das mit Dandelion – der Markowski hätte ihn fast verdrochen. Und so wird das ständig weitergehen! Ich glaube, es wäre am einfachsten ... na ja, nicht so ganz einfach ... also, wenn Sie mal mit den Leuten reden würden? Nur so? Ich meine auch nicht jetzt, aber wenn Sie wieder gesund sind. Backen Sie doch so eine blöde kleine Käsetorte und –«

Frau Schröder stoppte meinen Wortschwall mit einem lauten Lachen. »Paul!«, sagte sie. »Ich werde nicht wieder gesund werden. Abgesehen davon kann ich auch keinen Käsekuchen backen. Ich befürchte, ich war noch nie eine besonders gute Hausfrau.«

Ihre Worte nahmen mir mit einem Schlag den Wind aus den Segeln. »Aber ... was haben Sie denn?«, fragte ich zögernd. »Ist es nicht Grippe oder so was?«

Sie lachte noch einmal. »Nein. Keine Grippe. Eine Grippe geht vorbei.«

Erasmus ergriff ihre linke Hand.

Frau Schröder lächelte mich nachdenklich an und sah dabei unglaublich jung aus.

»Weißt du, Paul, ich habe einen Fehler gemacht. Ich erbte dieses Haus und sah darin eine Gelegenheit, meinen Kindern ein anständiges Heim zu schaffen. Ich wollte Jonathan – meinen Lebensgefährten, auch wenn Herrn Döller das Wort nicht gefällt – davon überzeugen, hierherzukommen und mit uns zusammenzuleben.« Sie stieß verärgert Luft aus. »Nichts davon hat funktioniert. Stattdessen habe ich mich und die Kinder in eine Mausefalle manövriert und ich mache mir deswegen große Vorwürfe.«

Delphine öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber Frau Schröder legte einen Finger an die Lippen. »Große Vorwürfe!«, wiederholte sie bestimmt. »Aber damit ist jetzt Schluss. Wir werden hier ausziehen, Paul. Wir gehen zurück zu Jonathan. Ich gebe Männern nicht gerne Recht, aber John hat von Anfang an gesagt, ich mache einen Fehler. Er hat mich gedrängt das Haus zu verkaufen, aber ich musste meinen Kopf durchsetzen. Ich dachte, Bergwald wäre ein guter Platz für die Kinder, ein guter Platz, um hier zu arbeiten. Ich übersetze englische und französische Romane, weißt du. Es erschien mir so eine hübsche Kulisse ... besser als London.«

Sie war leise geworden bei den letzten Worten. Erasmus hatte den Kopf an ihre Brust gelegt. Er starrte blicklos durch seine dicke Brille, die genauso verschmiert war wie zuvor. Delphine leerte mit einem Zug ihr Glas und stellte es vor sich auf dem Boden ab. Ich dachte, dass dies einer der

Momente sein musste, in denen Erwachsene sich eine Zigarette anzünden. Durch die Fenster strömte warmer Nachtgeruch in den Raum.

»Ich werde das Haus verkaufen«, sagte Frau Schröder in die entstandene Stille hinein. »Aber vorerst renovieren die Kinder es weiter. Das hebt den Preis, weißt du. Jedenfalls besteht keine Notwendigkeit für Anstrengungen, uns von hier zu vergraulen. Wir gehen ohnehin. Und wir gehen bald.«

Die Ankündigung versetzte mir einen ziemlichen Schrecken. Andererseits war es genau das, was ich erwartet hatte. Wer würde freiwillig in einer Gegend wohnen bleiben, wo er gemieden und ständig angefeindet wurde? Die Schröders waren zu verschieden von den anderen Menschen in der Ulmenstraße, als dass sie es auf Dauer hier aushalten konnten. Ich hätte dasselbe getan.

Der Gedanke machte mich traurig, aber etwas anderes lag mir im Moment viel mehr auf der Seele. »Was haben Sie damit gemeint, dass Sie nicht wieder gesund werden?«, fragte ich Frau Schröder.

»Ich meine damit, dass ich an einer unheilbaren Krankheit leide.« Sie sagte das, als wäre es das Natürlichste von der Welt. »Zumindest ist sie das in den meisten Fällen. Ich habe Leukämie, Paul.«

»Leukämie?« Ich kramte in meinem Gedächtnis. Das Einzige, was mir einfiel, war ein hässliches Schlagwort. »Ist das nicht ... ist das nicht Blutkrebs?«

Sie nickte. »Ich mag das Wort nicht besonders. Aber die meisten Menschen würden es so nennen, ja.« Sie machte eine Pause und streichelte Erasmus über die Stirn. »Es gibt verschiedene Formen dieser Krankheit, jede mit eigenem Namen. Meine heißt –«

»– chronische myeloische Leukämie«, flüsterte Erasmus.

»Ein blödes Wort, oder?«, sagte sie und gab Erasmus einen Stups auf die Nase. Er gab ihr einen Stups zurück. »Ist auch nicht so wichtig. Letztendlich läuft jede Leukämie auf dasselbe hinaus. Ich will dich nicht mit medizinischen Fakten langweilen –«

»Doch ... bitte!«, unterbrach ich sie.

Sie überlegte kurz. »Also gut«, willigte sie dann ein. »Ich werde es dir erklären. So wie ich es den Kindern erklärt habe. Für Rückfragen ist allerdings Erasmus zuständig!«

Es war, wie sich dann herausstellte, eigentlich ziemlich einfach – wenn ich keine Rückfragen stellte. Frau Schröders Körper produzierte irgendwie veränderte weiße Blutkörperchen. Weiße Blutkörperchen wehren

Krankheitserreger ab, das wusste ich aus dem Biologieunterricht. Das können sie aber nur, wenn sie fertig ausgereift sind. Bei manchen Formen von Leukämie sind sie das nicht, dann kann der Körper keine Krankheiten mehr abwehren. Das ist ungefähr so, wie wenn ein Auto ohne Räder vom Fließband kommt: Es kann nicht fahren. Na ja, es ist ein bisschen komplizierter, aber im Prinzip stimmt's.

Meistens aber – und so war es auch bei Frau Schröder – ist der größte Teil der weißen Blutkörperchen ganz in Ordnung, fertig ausgebildet und alles. Aber es gibt zu viele davon. Viel zu viele. Sie überschwemmen das Blut und nehmen anderen wichtigen Blutbestandteilen den Platz weg. Oder sie hindern sie am Entstehen. Rote Blutkörperchen zum Beispiel, die den Sauerstofftransport erledigen.

»Deswegen heißt Leukämie übersetzt ›weißes Blut‹«, sagte Delphine. Sie hatte bis dahin den abwechselnden Erklärungen Erasmus' und ihrer Mutter wortlos zugehört. »Weil zu viele weiße Blutkörperchen existieren.« Sie kratzte sich einen blauen Farbtupfer von der Backe.

»Und wie wirkt sich das aus?«, fragte ich.

»Nun, im Körper geht es ein bisschen drunter und drüber«, sagte Frau Schröder. »Am Anfang habe ich nur etwas abgenommen. Mittlerweile habe ich oft Schmerzen im Bauch und im Rücken. Öfters auch Sodbrennen, seltener Fieber. Heute Morgen, als Dandelion diesem Herrn Markowski in die Arme lief, hatte ich mich gerade übergeben. Erasmus und Delphine wollten mich nicht alleine lassen ...« Sie machte ein schuldbewusstes Gesicht und zog die Decke ein Stück höher.

Delphine schüttete sich ein weiteres Glas Saft ein. »Das war Scheiße, heute Morgen«, sagte sie leise. »Aber Dandelion kann sich auch gut alleine wehren.«

Frau Schröder seufzte. »Das ärgert mich am meisten an dieser Krankheit. Ich bin zu schwach, um Dinge zu tun, die früher selbstverständlich waren. Zum Beispiel, um diesem Markowski eigenhändig seine unverschämte Visage zu polieren!« Sie boxte heftig mit geballten Fäusten in die Luft. Es sah so komisch aus, dass wir in brüllendes Gelächter ausbrachen.

»Ihr hättet sehen sollen, wie doof er geguckt hat, als der Eisklotz auf seinen BMW knallte«, rief ich über das Lachen hinweg. »Als ob er über dem Enzberg eine Horde fliegender Kühe gesichtet hätte.«

»Der Mann ist so was von blöde«, sagte Delphine. »Neulich hat er versucht seinen elektrischen Rasenmäher mit der Hand zu schieben, weil

das Benzin alle war. Und so jemand verkauft Autos!«

»Lassen wir das Thema.« Erasmus tippte auf das Zifferblatt seiner Armbanduhr. »Mami!« Er sah sie streng über den Rand der Brille hinweg an und Delphine und ich fingen sofort wieder an zu lachen.

»Herrje!«, quietschte Frau Schröder in gespielter Entsetzen. »Die kleinen Lebensretter.« Sie angelte nach den drei Schachteln und löste mit geübten Handgriffen ein paar farblose Pillen aus ihren Stanniolhöhlen.

»Unheilbar«, kam ich auf die Krankheit zurück. »Bedeutet das, Sie müssen bis an Ihr Lebensende Tabletten schlucken?«

Sie antwortete nicht. Sie griff nach dem Glas, warf die Pillen in den Mund und spülte sie mit einem Schluck Wasser hinunter.

Ich hatte etwas Falsches gesagt. Delphine biss sich auf die Lippen. Erasmus war blass geworden.

Frau Schröder setzte das Glas ab. »Paul, sei jetzt bitte nicht schockiert. Es ist tatsächlich so, dass ich die Tabletten bis an mein Lebensende nehmen muss. Aber bis dahin ist es nicht mehr lange.« Sie sah mich mit einer Mischung aus Ernst und resignierter Fröhlichkeit an. »Ich sterbe in spätestens einem halben Jahr.«

Wie reagiert man in so einem Fall? Ich glaube, ich reagierte überhaupt nicht. Auf jeden Fall nicht so, wie man es erwarten sollte: sprachlos, entsetzt, niedergeschlagen. Mag sein, dass meine Vorstellungskraft nicht ausreichte, um mir Frau Schröders nahenden Tod vorzustellen. Mag sein, dass ich einfach die Augen vor der Realität verschloss. Ich weiß noch genau, was ich in diesem Augenblick dachte: Gleich geht die Tür auf, ein Clown kommt ins Zimmer gestürmt und ruft laut: »April, April!« Aber die Tür blieb geschlossen.

Frau Schröder sprach sehr sachlich von ihrer Krankheit und allem, was damit zusammenhing: dass die Kleinen Bescheid wussten. Dass sie John heiraten würde, damit den Kindern das Jugendheim erspart blieb, »aber nur aus diesem Grund!«. Dass sie in England sterben wollte, »irgendwo in der Nähe von London, obwohl das so eine furchtbare Stadt sein kann«. Und dass die Diagnose eindeutig war, dass ihr weniger Zeit blieb, als sie angenommen hatte. Das war der eigentliche Grund für den plötzlichen Entschluss, das Haus doch zu verkaufen.

Ihr Arzt – *er* war der ältere Mann, den die Kaffeetanten am Wochenende gesehen hatten – war Experte für Leukämie. Er war ein früherer Freund von Frau Schröders verstorbenem ersten Mann, dem Vater von Delphine und

Erasmus. Und so lenkte sie das Gespräch auf die verschiedenen Väter der Kinder, fort von der Krankheit. So schnell, wie die Stimmung sich zuvor verdüstert hatte, so schnell wurde sie jetzt wieder ausgelassen. Frau Schröder war eine wunderbare Erzählerin.

»Dandelions Erzeuger ist bei Nacht und Nebel verschwunden. Das ist jetzt, lass mal überlegen ... ja, fast acht Jahre ist das her. War nicht schade drum, der Kerl war ein ausgemachter Spinner. Deswegen habe ich ihn auch geliebt, eine Zeit lang ... Und Sabrina ist Johns Tochter. Seine Großmutter war eine unheimliche Frau, von ihr hat Sabrina die Schlafwandelei geerbt. Und das Träumen. Klingt ein bisschen durcheinander, oder?«

»Nein«, sagte ich. »Man kann die Männer alle noch an einer Hand abzählen.«

Erasmus und Delphine lachten.

»Stimmt«, grinste Frau Schröder. »Ich gebe zu, das sieht nicht nach einem lupenreinen Lebenswandel aus.«

»Warum haben Sie Ihren Kindern diese komischen Namen gegeben?«

»Was für komische Namen?«, fragte Delphine scheinheilig.

»Oh, das sind fast alles Namen von Romanfiguren, die ich besonders mag«, sagte Frau Schröder. »Außer Erasmus.«

»Ich weiß! Der Nothelfer vom zweiten Juni ... Wie heißen Sie eigentlich?«

»Äh, na ja«, murmelte Frau Schröder. »Heiderose.«

Diesmal lachte ich mit.

Delphine begleitete mich hinaus in den Flur. Mir war etwas unwohl. Nicht wegen Frau Schröder – das kam später, als ich im Bett lag und über diesen Abend nachdachte. Nein, mir war flau im Magen, weil ich plötzlich mit Delphine allein war. Erasmus war bei seiner Mutter geblieben.

»Tja. Wenn meine Eltern nicht gleich vom Kegeln kämen ...«

»Lass mal. Wir sehen uns sicher noch oft genug.«

»Es ist schade, dass ihr wieder auszieht.«

»Finde ich auch. Ich fing gerade an mich an dich zu gewöhnen.«

Sie lächelte, ich lächelte zurück. Meine Haut kribbelte. Das musste der Moment sein, auf den mich Dutzende von Liebesfilmen vorbereitet hatten. Und ausgerechnet jetzt ertönte aus dem Stockwerk über uns gedämpfte Musik.

»O nein!«, entfuhr es Delphine. »Jetzt geht das los!«

»Jetzt geht was los?«

»Bach!« Sie bemerkte das Fragezeichen in meinem Gesicht. »Bach, Beethoven, Haydn – Sabrinas Programm, wenn sie nicht einschlafen kann. Wahrscheinlich streitet sie sich gleich mit Dandelion.«

»Ich dachte, der schläft.«

»Jetzt nicht mehr. Er hasst Bach.«

Sie gab mir einen entschlossenen Klaps auf den Rücken. »Also, bis demnächst! Ich muss mich um die Knirpse kümmern. Oder willst du mit aufkommen?«

Mir fiel ein, dass Sabrina vielleicht deswegen nicht schlief, weil sie mich erwartete. Aber der magische Moment mit Delphine war verstrichen und ich spürte, wie ich immer nervöser wurde.

»Nein«, sagte ich, etwas erschüttert. »Ich muss jetzt gehen. Bis demnächst. Ich, äh, ich finde den Weg nach unten.«

Ich war schon auf der Treppe, als Delphine mich zurückrief. »Paul?« Sie nestelte unruhig an ihrem farbbespritzten T-Shirt herum. »Was, glaubst du, wird passieren?«

Ich zuckte mit den Achseln. »Ich weiß es nicht. Aber so schlimm kann es nicht werden. Vielleicht passiert ja auch gar nichts. Vielleicht hatten die Döller und die Tauchmann nur eine große Klappe.«

Delphine nickte. Ohne ein weiteres Wort drehte ich mich um und lief, so schnell ich konnte, die Treppe hinunter. Sie sollte mir nicht anmerken, dass ich selber nicht an meine Worte glaubte.

12. Kapitel

Es gab so viel, was ich über die Schröders wissen wollte, und es war so wenig, was ich erfuhr.

Am nächsten Tag steckte ich in jeder Pause mit Claus, Erasmus und Delphine zusammen. Ich hatte wohl wirklich schon zu viele Schnulzen gesehen und mir etwas eingebildet. Delphine jedenfalls schien in keiner Weise dazu bereit, ihr nettes Lächeln vom Vorabend zu wiederholen. Das war enttäuschend. Aber es erfüllte mich mit tiefer Befriedigung, dass sie auch Claus abblitzen ließ, der um sie herumbalzte wie ein liebeskranker Gockel. Delphine hatte mich darum gebeten, ihm nichts über den vorigen Abend zu erzählen.

Wir unterhielten uns über ganz alltägliche Dinge. Trotzdem waren die Schöne und der Zwerg, wie Claus sie getauft hatte, zurückhaltend. Ich war es ebenfalls. Wir zogen über die Lehrer her, wir lachten miteinander, wir erzählten uns unsere Lieblingsfilme. Aber wir blieben, ohne dass Claus es bemerkte, auf Distanz. Frau Schröder war nicht die Einzige, der die Zeit davonlief. Wir wagten nicht, uns aufeinander einzulassen. Wir wussten, dass wir uns nicht mehr wiedersehen würden, sobald das Haus verkauft war.

Erasmus wollte Dandelion nach der letzten Stunde von der Grundschule abholen. Später verfluchte ich mich dafür, dass ich Paps beim Frühstück versprochen hatte mir das umgebaute Hauptgeschäft in der Stadt anzusehen. Schon bei dem Gedanken daran hatten sich mir die Haare gesträubt. Hätte ich ihm offen gesagt, dass aus Paul Walser IV. niemals ein Metzger werden würde, wäre alles anders gekommen. Zumindest redete ich mir das ein. Denn während ich irgendwelche blöden Maschinen bewunderte, die in einer Minute mehr als hundert Scheiben Schinken vom Bein eines toten Schweins abrunkeln konnten, wurden Erasmus und Dandelion zusammengeschlagen. Christian Döller und Thomas Heinsel lauerten ihnen auf dem Heimweg auf. Der Zwerg und der kleine Albino hatten von Anfang an keine Chance.

»Es ging alles so schnell«, sagte Erasmus. »Dieser Christian hat mich festgehalten und der andere hat ... hat Dandelion verprügelt. Sie waren beide so stark. Und sie haben kein Wort geredet. Unheimlich war das.«

Er saß mit zitternden Händen auf einem wackeligen Stuhl in der Küche des Schröderhauses. Seine Unterlippe war aufgeschlagen und aus einer Platzwunde über dem rechten Auge sickerte ein dünner Blutfaden. Frau Schröder hatte ihm die Brille abgenommen und tupfte ihm mit einem nassen Lappen über die geschwollene Stirn.

»Sie kamen mit Fahrrädern, von hinten. Ich habe es gar nicht gemerkt ... autsch!«

»Halt still, Schatz. Und sei nicht so laut. Sabrina wird noch früh genug mitkriegen, was los ist.«

»Wenn's doch wehtut ...!«

Rosarote Tropfen klatschten auf den Kachelboden vor Frau Schröders Füße. Sie sah besser aus als gestern, aber das mochte auch am hellen Tageslicht liegen. Es war mir immer noch unvorstellbar, dass sie bald sterben sollte. Sie fuhr Erasmus mit einer Hand durch die Haare, dann ging sie zum Spülstein und drückte den Lappen unter fließendem Wasser aus. Ich bewunderte sie für ihre Ruhe.

»Wenn Dandelion irgendwas passiert, bringe ich diese Typen um«, sagte Delphine.

Sie stand mit verschränkten Armen vor dem Küchenfenster und schaute abwesend hinaus auf die Straße. Als sie angerufen hatte, hatte ich das Mittagessen stehenlassen und war sofort losgestürzt, unter den überraschten Blicken von Mams und Paps. Es würde Ärger geben, wenn ich zurückkam.

»Ich bringe sie um!«, wiederholte Delphine leise.

Das war das Schlimmste an der Sache: Nachdem Thomas und Christian von Dandelion abgelassen hatten und über Erasmus hergefallen waren, war der kleine Albino verschwunden. Und er war nicht, wie Erasmus angenommen hatte, nach Haus gelaufen.

»Schöner Nothelfer!« Erasmus betrachtete unglücklich den unter dem Stuhl zusammengerollten Winston. Die Schlange bewegte sich nicht. Sie sah aus, als gehörte sie zur Einrichtung.

Frau Schröder drehte das Wasser ab und reichte Erasmus den ausgespülten Lappen. »Wenn Dandelion bis heute Abend nicht wieder aufgetaucht ist, rufe ich die Polizei an«, sagte sie. »Bis dahin können wir nur warten. Macht euch keine Gedanken!«

Sie küsste Erasmus auf die Stirn. Er seufzte und drückte sich den Lappen vorsichtig auf das mittlerweile blau angelaufene Auge. »Zu klein und zu schwach, um seinem Bruder beizustehen, so eine Scheiße!«, murmelte er.

Frau Schröder hatte Recht. Ich fühlte mich hilflos, ich war wütend, aber all diese Gefühle verpufften im luftleeren Raum. Dandelion konnte sich sonst wo versteckt haben. Es gab nichts zu tun, außer abzuwarten.

»Also dann ...«, sagte ich. »Ich geh dann mal wieder.«

Frau Schröder nickte mir aufmunternd zu. Sie wirkte verloren, wie sie dort in der Küche stand und Erasmus' Brille von einer Hand in die andere wandern ließ. Delphine starrte weiter stumm aus dem Fenster, sie hatte mich gar nicht gehört.

Erasmus brachte mich zur Tür. Er sah wirklich verheerend aus, als wäre er in eine von Paps' neuen Maschinen geraten. Er grinste schief und ein bisschen unglücklich, als er sich von mir verabschiedete.

Ich beugte mich zu ihm hinunter und legte ihm meinen gesunden Arm um die Schultern. »Kopf hoch! Heute Abend ist er wieder da.«

»Ja, hoffentlich ... Weißt du was, Paul Vier?«

»Hm?«

»Es war ein Fehler.«

»Was war ein Fehler?«

»Zu vergessen, dass man wachsen muss, um mit der Welt fertig zu werden.«

Natürlich gab es Ärger, doch er hielt sich vorerst in Grenzen. Ich erzählte Paps und Mams von der Schlägerei und von Dandelions Verschwinden. Beide äußerten ihr Bedauern. Aber gleichzeitig verbot mir Paps strengstens, noch einmal so mir nichts, dir nichts einfach zu den Schröders zu rennen.

Ich spürte seinen unterdrückten Zorn und mir wurde schlecht bei dem Gedanken, er könnte herausfinden, wo ich den Donnerstagabend verbracht hatte. Und ich überlegte, wie die Konsequenzen aussehen könnten, wenn ich mich seinem Verbot widersetzte.

13. Kapitel

Am Sonntag wurde Dandelion noch immer vermisst, aber das Leben in der Ulmenstraße ging weiter wie zuvor. Selbst Claus machte sich keine Gedanken. Ich war stinksauer auf ihn. Ich rief Delphine an, als der Rest meiner Familie zum Kaffeetrinken bei Döllers war.

Die Polizei zeigte sich hilflos. Frau Schröders Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends. Die Gelassenheit, die ich noch vor zwei Tagen an ihr bewundert hatte, war durch tiefe Angst ersetzt worden. Gegen alle Bedenken versprach ich Delphine, ins Schröderhaus zu kommen. Eine Minute zu spät: Im Flur lief ich Paps, Mams und Susanne in die Arme.

»Wo willst du hin?«, fragte Paps. Ich sah es seinen Augen an, dass er getrunken hatte.

»Zu Schröders«, sagte ich. »Frau Schröder geht es nicht gut und –«

»Du bleibst hier! Ich dachte, ich hätte mich da deutlich genug ausgedrückt.« Er stapfte an mir vorbei, als wäre damit alles gesagt. Susanne verzog sich über die Treppe nach oben. Mams warf mir einen warnenden Blick zu, als sie ihre Strickjacke in die Garderobe hängte.

Ich schüttelte bockig den Kopf und folgte Paps ins Wohnzimmer. Orangerotes Licht fiel über die Veranda und erinnerte mich an den Tag, an dem Dandelion bei uns in der Küche gesessen und Milch getrunken hatte.

»Ich gehe zu den Schröders«, sagte ich fest. »Falls euch egal ist, was aus Dandelion wird – mir ist es das nicht.«

Paps trat so dicht an mich heran, dass ich seinen warmen Atem auf dem Gesicht spüren konnte. Er roch nach Alkohol. Es war mir noch nie so schwergefallen, meinem Vater in die Augen zu sehen.

Seine Stimme schwankte ein wenig. »Willst du mich eigentlich vor allen Leuten lächerlich machen? Willst du das? Soll ich mich im Geschäft fragen lassen, warum mein Sohn sich mit Asozialen herumtreibt?«

Er öffnete den obersten Hemdenknopf. Er war mit jedem Wort lauter geworden und es sah so aus, als wolle er jetzt erst richtig losschreien.

Mein Magen schlug mehrere Rollen vorwärts und rückwärts, aber diesmal war ich nicht dazu bereit, einem Streit auszuweichen. Mams war wie ein Schatten durch den Raum geglitten und vor einem der Fenster stehen geblieben. Sie mischte sich nicht ein, aber aus irgendeinem Grund bestärkte mich ihre Anwesenheit.

»Die Schröders sind nicht asozial«, sagte ich so ruhig wie möglich. »Und wenn du wüsstest, was wirklich bei ihnen los ist, dann würdest du anders darüber denken.«

»Was ich denke, ist meine Sache! Und ich werde nicht zulassen, dass durch deinen Umgang mit diesem Pack unser guter Ruf ruiniert wird! Hast du das verstanden?«

»Ich habe es verstanden und es ist mir egal!«, erwiderte ich. »Du kannst nicht für den Rest meines Lebens bestimmen, mit wem ich es zu verbringen habe oder nicht.«

»Noch kann ich das!«, zischte Paps mit funkelnden Augen. »Und solange wirst du mit dieser Schlampe und ihren nichtsnutzigen Kindern nichts mehr zu tun haben!« Er grinste mich selbstgefällig an. »Oder glaubst du, Christian und Thomas hätten Hemmungen, auch dich zu verdreschen?«

»Was meinst du damit?«

»Dass diese beiden Schröderjungen eine Tracht Prügel verdient hatten, das meine ich damit ...! Alle waren damit einverstanden.« Er warf Mams einen abwertenden Blick zu. »Alle – außer deiner Mutter! Es war Frau Döllers Idee und Karl hat dafür gesorgt, dass sie auch in die Tat umgesetzt wurde.«

Eine riesige Faust schloss sich um mein Herz. Ich dachte an die Markowskis, die Tauchmanns, Heinsels ... an Eltern, die sich irgendwann vorgenommen hatten ihren Kindern ein Beispiel zu sein. Dass Döllers ihren Sohn und dessen besten Freund auf Erasmus und Dandelion gehetzt hatten, überforderte meinen Verstand. Ich schaute Mams entsetzt an. Sie senkte beschämt den Kopf.

»Warum ... warum habt ihr das getan?«, flüsterte ich.

Paps war wieder ganz ruhig. »Weil dieser Familie anscheinend nicht anders beizubringen ist, wie sie sich hier in der Ulmenstraße zu verhalten hat«, sagte er. »Und ein angemessenes Verhalten erwarte ich in Zukunft auch von dir. Ist das jetzt ein für alle Mal klar?«

Es war klar. Es war alles so klar, dass ich explodierte. Der ganze Zorn, der sich über die letzten Wochen angestaut hatte, brach aus mir heraus. Die Faust in meiner Brust zersprang in tausend Scherben.

»Herrgott!«, brüllte ich. »Du hast doch gar keine Ahnung! Frau Schröder wird bald sterben! Ihre Kinder versuchen nur ihr die letzten Monate so leicht wie möglich zu machen. Interessiert dich das? Dass sie Leukämie hat,

interessiert dich das? Du denkst nur an deinen beschissenen guten Ruf und an deine beschissenen Metzgereien! Wie es anderen Menschen geht –«

Paps hatte mich noch nie geschlagen. Seine rechte Hand sauste herab und die Ohrfeige brannte wie Feuer.

»Du gehst sofort auf dein Zimmer! Da kannst du ausgiebig darüber nachdenken, was für ein angenehmes Leben dir mein beschissener Beruf bisher verschafft hat. Verschwinde!«

Mams war sehr blass. Ein Schmetterling flatterte am Fenster vorbei.

Ich zitterte vor Wut am ganzen Körper, als ich in mein Zimmer kam. Es lag nicht an der Ohrfeige, die Paps mir verpasst hatte. Es lag daran, dass ich nicht glauben konnte, wie kalt Frau Schröders Krankheit und Dandelions Verschwinden ihn gelassen hatten. Ich legte mich auf mein Bett, stieß dabei mit dem Gips gegen die Wand und fing vor Wut zu weinen an. Wie konnte Paps sich so über die Sorgen anderer Menschen hinwegsetzen? Was war in ihm vorgegangen, als er von Frau Döllers Plan gehört und ihm zugestimmt hatte? Wer gab ihm das Recht, jemanden nur deshalb zu verurteilen, weil er ein anderes Leben führte als er selbst?

Ich schloss erschöpft die Augen und fiel in einen unruhigen Schlaf. Bilder von Erasmus tauchten vor mir auf, wie er sich hilflos unter den Faustschlägen von Christian und Thomas aufbäumte. Dann wurden aus den beiden Jungen die Nachbarn, die ich seit Beginn meines Lebens kannte – Gesichter, die mich angelächelt hatten, auf Kindergeburtstagen und bei Picknicks, bei Kaffeeeinladungen und Angelausflügen. Ich sah Dandelion, der sich vor der Sonne verbarg und meinen Namen flüsterte.

»Paul?«

Er lief durch die Finsternis, keuchend wie ein gehetztes kleines Tier, die Augen hinter seiner Brille versteckt, die nutzlos war in der Schwärze, die ihn umgab. Er lief und bewegte sich doch nicht von der Stelle.

»Paul?«

Es war dunkel, bis auf das schwache Licht, das durch die halb offen stehende Tür aus dem Treppenhaus in mein Zimmer fiel. Mams war hereingekommen, während ich schlief. Sie saß neben mir auf dem Bett, mit offenem Morgenmantel ein Scherenschnitt vor dem Nachthimmel hinter dem Fenster. Ich sah automatisch zum Wecker auf dem Schreibtisch. Es war nach Mitternacht.

»Ich bin wach«, sagte ich.

Mams antwortete nicht. Ich fühlte ihren Atem über meinen linken Arm streifen. Ich rieb mir die Augen und setzte mich auf. Die Luft war stickig und warm. Mein Mund war trocken.

»Was ist los?« Ich räusperte mich. »Wo ist Paps?«

»Wir haben uns gestritten. Er ist zu Herrn Döller gegangen, vermutlich wird er dort weitertrinken. Susanne habe ich zu Christiane geschickt. Sie hat uns gehört.«

Mams sprach leise, fast flüsternd. Ihre Worte erstaunten mich. Sie hatte mir bisher nie davon erzählt, wenn sie und Paps sich gestritten hatten.

Aber sie war nicht gekommen, um mir von ihrem Streit zu berichten. Sie war gekommen, um sich von dem zu befreien, was sie schon vor einer Woche hatte sagen wollen, bevor sie nach unserer Auseinandersetzung das Zimmer verlassen hatte. Sie ergriff meine Hand und drückte sie fest. Ich musste keine Frage stellen, keines ihrer Worte bestätigen, sie nicht ermuntern weiterzureden. Ich musste nur da sein. Sie schaute mich nicht an, während sie sprach.

»O Gott, Paul«, sagte sie. »Wenn dem Jungen etwas passiert! Wenn ihm etwas passiert ...! Ich wusste, was geschehen würde, und ich habe es nicht verhindert.« Tränen liefen ihre Wangen herunter wie Perlen, die sich nacheinander von einer Kette lösen. »Erinnerst du dich an den Tag, als du mit Erasmus aus der Schule nach Hause gegangen bist? An das, was Paps über die Regeln gesagt hat, die jeder befolgen muss ...? Er hatte Unrecht. Ich weiß es inzwischen ganz bestimmt. Ob die Schröders irgendwelche Regeln verletzen oder nicht, das ist egal. Alle in der Ulmenstraße tun das und genau da liegt das Problem.«

Sie ließ mich los und lachte, ein kleines, unheimliches Geräusch. Dann zog sie ein Taschentuch aus dem Morgenmantel und schnäuzte sich.

»Was glaubst du, warum alle hier Angst vor den Schröders haben? Warum jeder darauf bedacht ist, sie so schnell wie möglich von hier zu vertreiben? Ich will es dir erklären, Paul: Sie zerstören die Ordnung. Sie stellen Dinge in Frage, die niemand in Frage stellen darf. Die Schröders halten uns einen Spiegel vor, in den wir nie hineingeschaut haben, aus Angst davor, uns ... uns zu Tode zu erschrecken.«

»Was meinst du damit?«

»Ich meine damit, dass niemand hier das ist, was er zu sein vorgibt. Zum Beispiel Herr Heinsel ... Er schlägt seine Frau, so wie Herr Markowski. Weißt du noch, letztes Jahr, als Frau Heinsels Hand gebrochen war und sie

überall erzählte, sie sei die Treppe hinuntergefallen? Oder Frau Markowski ... denkst du, sie bliebe freiwillig bei ihrem Mann, diesem Ungeheuer? Er hat ihr angedroht den Kindern etwas anzutun, wenn sie ihn verlässt. Obwohl er sie mit anderen Frauen betrügt. Und Döllers. Herr Döller trinkt und Christian und Bernd gehen bei ihm durch die Hölle.«

»Viele Menschen sind Alkoholiker.«

Mams schüttelte den Kopf. »Verstehst du nicht? Es geht nicht um das, was die Leute tun. Es geht darum, dass sie nicht dazu stehen.« Sie schnäuzte sich erneut. »Claus hat dir gewiss erzählt, dass seine Mutter sich unglaublich über Frau Schröders Herrenbesuche aufgeregt hat.«

»Es war ihr Arzt«, warf ich ein. »Einer davon.«

»Ja. Und ich sage dir, was Frau Tauchmann daran so verstört hat: Gabriele ist nicht die Tochter ihres Mannes. Frau Tauchmann hatte mal einen Liebhaber. In Frau Schröders Verhalten – in ihrem angeblichen Verhalten – erkennt Frau Tauchmann sich selbst wieder und das schmerzt sie. Das Spiegelbild, verstehst du?«

Ich nickte, obwohl ich mir sicher war, dass Mams es nicht bemerkte. Sie hatte mehr mit sich selbst geredet, als müsste sie sich selbst noch von dem überzeugen, was sie erzählte. Es war vollkommen verrückt.

»Und wir haben alles getan, um das Spiegelbild nie sehen zu müssen«, sagte sie resigniert. »Alles.«

»Bis jetzt«, sagte ich.

»Bis jetzt«, wiederholte sie. »Denn diesmal sind wir zu weit gegangen. Aber niemand wird das einsehen wollen. Niemand wird die Verantwortung für das übernehmen, was mit Dandelion und Erasmus geschehen ist. Niemand wird ein schlechtes Gewissen haben.«

»Weil alle die Schröders hassen«, sagte ich.

»Ja. Weil sie sind, was sie sind. Ein verrückter Haufen, der zu seinen Macken und Fehlern steht. Eine Familie, die zusammenhält. Das, was wir sein könnten, wenn wir uns nicht gegenseitig ständig etwas vormachen würden. Wenn wir ehrlich zu uns selbst und zu anderen wären.«

»Was ist mit dir und Paps?«

»Nichts. Paps hat seine Fehler, aber ich kann damit leben. Ich bin schon lange nicht mehr unglücklich. Es gab eine Zeit, da war ich es. Als mir klar wurde, dass ich hier in der Ulmenstraße, in diesem Haus, sitze wie in einem goldenen Käfig. Aber das ist lange her.«

Endlich sah sie mich an. Es war nicht der Blick, den ich aus amerikanischen Familiendramen kannte. Es gab keine Tränen mehr und kein Geschniefe. Mams stellte lediglich Tatsachen fest.

»In den letzten Wochen«, sagte sie, »in den letzten Wochen habe ich befürchtet dich zu verlieren. Du fängst an unsere Verlogenheit zu durchschauen. Und ich hatte Angst, dass du dich irgendwann angeekelt von mir abwenden würdest.«

Ich wartete, aber sie hatte gesagt, was zu sagen gewesen war. Und vielleicht hätte ich sie jetzt in den Arm nehmen oder sonst was tun sollen, um sie zu trösten. Aber ich konnte es nicht. Ich sah die blutigen Gesichter von Erasmus und Dandelion vor mir und konnte es nicht und Mams wusste es.

Wir schreckten beide zusammen, als es klingelte. Dann donnerte jemand gegen die Haustür.

»Paps«, sagte Mams.

Es war nicht Paps. Es waren Erasmus und Delphine.

14. Kapitel

Wir stürzten hinaus auf die Straße. Die Luft war lau, beinahe schon eine Sommernacht.

»Paul!«

Mams kam winkend durch unseren Garten gerannt. Sie hatte einen dünnen Mantel über den Morgenrock geworfen und eilte hastig auf uns zu.

»Lasst mich mitkommen. Bitte!«

»Einverstanden«, entschied Delphine.

Wir hetzten weiter und trotz der ernsten Situation musste ich grinsen. Mams war eigentlich ein skeptischer Mensch. Und als Erasmus und Delphine atemlos in den Flur gestürzt waren und erzählt hatten, Sabrina hätte Dandelions Aufenthaltsort im Traum gesehen, hatte sie nur ungläubig gelächelt.

»Sabrina will, dass du zu ihr kommst«, hatte Delphine gesagt. »Sie kann mit den Bildern, die sie sieht, nichts anfangen.«

»Aber sie sagt, du würdest den Ort kennen!«, hatte Erasmus aufgeregt ergänzt. »Oder wiedererkennen.«

Sie hatten nicht versucht anzurufen – aus Angst, Paps oder Mams würden mich nicht ans Telefon holen.

»Was die traurige Wahrheit gewesen wäre«, hatte Mams ihre Befürchtung bestätigt. »Bis jetzt.«

Es war kaum Zeit gewesen, Erasmus und Delphine über das Gespräch mit Mams aufzuklären. Genauso wenig hatte ich Mams von Sabrinas Fähigkeiten überzeugen können. Aber jetzt, als wir das Schröderhaus erreicht hatten und die Treppen in den zweiten Stock hinaufliefen, war sie zu einer Einschränkung bereit.

»Ich bin ja nicht von gestern!«, keuchte sie, als wir die letzten Stufen nach oben nahmen. »Und außerdem gibt es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde –«

»– als unsere Schulweisheit sich träumen lässt«, führte ich den Satz zu Ende. »Ich weiß. Shakespeare.«

Frau Schröder saß zusammengekauert neben Sabrina auf dem Bett – zwei blasse Gesichter, die uns aus einem Meer von Puppen und abgegriffenen Stofftieren entgegenstarrten. Unter Frau Schröders Augen zeichneten sich

dunkle Ringe ab, ihr weißes Nachthemd verlieh ihr das Aussehen eines Geistes. Darwin lag wie ein schwarzes Kissen vor ihren Füßen auf der Decke und schlief.

Erasmus rang nach Luft und wischte sich winzige Schweißperlen von der Stirn. Die Schwellung war deutlich zurückgegangen, aber das rechte Auge sah immer noch übel aus.

Delphine ließ sich erschöpft zu Boden sinken. »Pauls Mutter ist mitgekommen«, erklärte sie.

Frau Schröder nickte, aber Mams schenkte ihr keine Beachtung. Sie stand mit offenem Mantel und verwehten Haaren in der Tür und betrachtete fasziniert den vor uns liegenden Raum.

Ich war ebenso überrascht wie sie.

Dandelions und Sabrinas Zimmer war spärlich möbliert. Zwei alte, gemütliche Holzbetten, ein wurmzerfressener antiker Schreibtisch, zwei einfache Stühle. Unter dem Fenster stand ein billiger Plattenspieler. Die Hüllen klassischer Schallplatten bedeckten den mit hellem Teppich ausgelegten Boden wie ein großes Puzzle, das darauf wartete, zusammengesetzt zu werden. Aber das war es nicht, was Mams und mich verzauberte. Es waren die hohen Wände.

Es gab keinen freien Platz an ihnen, der nicht mit Bildern behängt worden war. Bilder, in denen Blau mit Grün und Grün mit Violett verschmolz. In denen Rot und Gelb und Weiß sich umschlangen und miteinander zu tanzen schienen. Aus denen Regenbogen sich in das Zimmer ergossen und es mit vibrierendem Leben erfüllten. Und dazwischen, immer wieder, strahlend gelbe, unendlich weite Löwenzahnwiesen. Der Raum schwebte in Farben und Licht. Die Gemälde waren so schön, dass mir der Atem stockte.

»Dandelion malt sie«, sagte Frau Schröder, ohne mich anzusehen. Ihre Stimme war schwach, als bereite es ihr Mühe, die einzelnen Worte hervorzubringen.

»Dandelion?« Ich konnte es nicht glauben. »Die Bilder im Flur, das sind Kinderzeichnungen! Aber diese hier ...«

»Die im Flur hat er gemalt, als er vier war«, sagte sie. »Die hier oben sind fast alle neu.«

Sie begann zu weinen. Sie musste halb verrückt vor Sorge sein. Es war ein Wunder, dass sie noch nicht vor Erschöpfung zusammengebrochen war. Erasmus und Delphine schauten sich hilflos an.

Mams löste sich aus dem Bann der Bilder und ergriff die Gelegenheit, ihre praktische Seite zu zeigen. Sie durchquerte mit entschlossenen Schritten das Zimmer, setzte sich zu Frau Schröder aufs Bett und legte ihr einen Arm um die Schultern. Mit der freien Hand kramte sie das benutzte Taschentuch aus dem Morgenmantel und wischte Frau Schröder die Tränen aus dem Gesicht. »Wir werden Dandelion schon finden«, versicherte sie tröstend. »Es geht ihm gut. Ganz bestimmt!«

»Paul Nummer vier wird ihn finden«, sagte Sabrina. Sie hatte bisher keinen Ton von sich gegeben. Das unvermeidliche Männerhemd schlabberte um ihre nackten Beine, als sie sich aus dem Bett schwang und auf mich zulief. Darwin folgte ihr wie ein zu klein geratener Schatten. Sabrina umschlang vertrauensvoll meine Beine und musterte Mams mit unverhohlener Neugier. »Du bist die Frau, die vom Wasser kommt«, stellte sie schließlich fest. »Aus der Stadt mit den grünen Dächern.«

Mams schluckte und sah mich an.

Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte keinem der Schröders erzählt, dass sie aus Hamburg stammte. So viel zur Schulweisheit, dachte ich.

Erasmus warf mir einen ungeduldigen Blick zu.

Mams unterbrach mit einem Räuspern die Stille. »Sie gehören ins Bett!«, befahl sie Frau Schröder mütterlich. »Hier können wir ohnehin nichts ausrichten. Ich bringe Sie in Ihr Zimmer und dann werden wir weitersehen.«

Frau Schröder nickte. »Ich habe John angerufen. Er nimmt die nächste Maschine und kommt her.«

Mams legte ihr den Mantel über die Schultern. »Fein. Und bis er hier ist, gehen Sie schlafen. Sie können sich ja kaum noch auf den Beinen halten!« Sie führte Frau Schröder an uns vorbei.

Das Klingeln eines Glöckchens ertönte, als ein braungelbes Band sich durch die offene Tür geschmeidig in das Zimmer schob. Mams betrachtete Winston interessiert und trat im Vorbeigehen einen Schritt zur Seite. »Pass auf, dass du nicht auf ihn drauflatschst«, ermahnte sie mich.

Ich hatte es längst aufgegeben, mich weiter über sie zu wundern. Sie lächelte mir zu, als sie mit Frau Schröder den Raum verließ.

Erasmus hob Winston auf und hängte ihn sich um. »Also dann«, sagte er. »Versuchen wir's.«

»Ja, versuchen wir's«, gab ich zurück.

Ich ging in die Hocke und schaute in Sabrinas dunkle Augen. Sie erwiderte meinen Blick voller Ernst. Eine beinahe schmerzhaftes Erinnerung an den Sturz von der Brücke drängte sich in mein Bewusstsein. Delphine setzte sich auf einen der Stühle und nahm Darwin auf den Schoß.

»Also, Sabrina«, begann ich. »Du hast Dandelion in einem deiner Träume gesehen?«

»Ja. Ihn und dich. Und heute Nacht auch Delphine.«

Ich hätte mich dafür ohrfeigen können, dass ich am Donnerstag nicht nachgehakt hatte, als sie von ihrem Traum erzählen wollte und Delphine sie unterbrochen hatte.

»Gut«, sagte ich. »Du hast gesagt, dass ich den Ort kenne, den du gesehen hast. Deswegen musst du versuchen dich genau zu erinnern. Wie sieht es da aus, wo du Dandelion gesehen hast?«

»Dunkel«, sagte Sabrina. »Es ist ganz dunkel. Dandi ist dahin gegangen, weil er seine weiße Haut nicht sehen will.«

Ich spürte einen Kloß im Hals und mir wurde schwindelig. Plötzlich hasste ich die Ulmenstraße. Ich hasste Bergwald und jeden einzelnen seiner Bewohner. Dandelion war sieben Jahre alt. Was hatten Christian und Thomas, was hatten die Döllers und die ganze verdammte Nachbarschaft ihm angetan, dass er sich vor sich selbst verstecken musste? Etwas in mir zerbrach. Es zerbrach und es tat noch nicht einmal weh.

»Was macht Dandelion dort, Sabrina?«

Sie runzelte die Stirn. »Da ist eine Kiste, da sitzt er drauf. Es sind noch andere Leute da.«

»Was für Leute?«

»Ich weiß nicht. Draußen ist es laut.«

Draußen ... Ich überlegte fieberhaft. Wo konnte Dandelion sich aufhalten? Und wenn Menschen um ihn herum waren, warum kümmerten sie sich nicht um ihn?

»Warum ist es laut? Warum ist es draußen laut, Sabrina?«

»Männer laufen durch den Wald, die machen den Lärm. Und Flugzeuge sind am Himmel.«

Ich zermarterte mir den Kopf, aber ihre Angaben machten keinen Sinn. Männer und Flugzeuge – ein Flugplatz. Aber im Wald?

Delphine und Erasmus warfen sich fragende Blicke zu. Erasmus zuckte die Achseln.

Ich versuchte es ein letztes Mal. »Sabrina, diese Leute ... wie sehen sie aus? Sind es Erwachsene? Was haben sie an? Sitzen sie auch auf Kisten?«

»Sie sitzen auf dem Boden. Auf der Erde. Sie haben Sachen an wie die Schwestern auf den Bildern.«

»Was für Bilder? Welche Schwestern?«

»Sie meint Bilder von Mamis Großtanten«, sagte Erasmus. »Wir haben beim Aufräumen ein altes Fotoalbum gefunden. Erinnerungen an den Krieg. Sabrina fand die Kopftücher so komisch, die sich die Frauen früher um die Haare gebunden haben.«

Früher. Während des Krieges und noch lange danach.

Du wirst dir den rechten Arm brechen, Paul.

Der Gedanke kam aus dem Nichts. Wenn Sabrina einen Teil der Zukunft sehen konnte, dann vielleicht auch –

»Sabrina!« Ich schrie so laut, dass sie erschreckt zusammenzuckte. »Sabrina, diese Leute – sind sie in einer Höhle?«

Sie nickte.

»Und sind sie ... o Gott ... Sabrina, sind diese Leute noch lebendig? Ich meine, sind sie *jetzt* in der Höhle bei Dandelion?«

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Nur ihre Schatten.«

»Und die Höhle – gehen da überall Gänge ab?«

»Mhm.«

»Der Enzberg!«, rief ich. »Dandelion ist im Enzberg! Sie sieht ein Bild aus dem Krieg.«

»Im Enzberg! Das hätte uns schon viel früher einfallen müssen! Und wenn nicht uns, dann doch wenigstens der Polizei. Unfähige Idioten!« Mams schaltete den Mercedes herunter in den zweiten Gang und bog in einen Feldweg ein. Die Scheinwerfer des Wagens bohrten gleißende Löcher in die Nacht.

Wir hatten kaum Zeit mit Erklärungen verloren. Wenn Dandelion sich wirklich im Enzberg versteckt hielt, dann war jede Sekunde kostbar. Der Berg war so zerlöchert wie ein Schweizer Käse und einsturzgefährdet wie die Brücken, die Herr Heinsel seinen Patienten verpasste.

Mams hatte Sabrina, Delphine und mich sofort in den Wagen verfrachtet. Erasmus war freiwillig bei seiner Mutter geblieben. Niemandem wäre damit gedient gewesen, wenn Frau Schröder unterwegs einen Schwächeanfall erlitten hätte. Sie hatte es übernommen, die Polizei zu informieren.

»Im Enzberg!«, wiederholte Mams. Sie schaute konzentriert durch die Windschutzscheibe, den Oberkörper dicht über das Lenkrad gebeugt. Draußen huschten wogende, unwirklich grüne Felder unter schwarzem Himmel an uns vorbei. »Wie konnte er überhaupt davon wissen, von den Höhlen?« Sie blickte in den Rückspiegel. Sabrina schaute teilnahmslos zurück. »Nun ja, ist ja wohl auch egal. Wenn er bloß nicht zu weit hineingelaufen ist! Die Höhlen sind unberechenbar. Abgesperrt eigentlich, seit dem Einbruch vor zwanzig Jahren versiegelt. Bis auf eine Ausnahme.«

Sie bog erneut ab, diesmal direkt in einen Waldweg. Der Mercedes schaukelte auf und ab, während er sich durch holprige Spurrillen langsam voranquälte. Wir wurden kräftig durcheinandergeschüttelt. Links und rechts kratzten Zweige an den Scheiben. Mein Gipsarm stieß krachend gegen das Armaturenbrett.

Ich fluchte leise, dann fragte ich: »Was für eine Ausnahme?«

»Als Paps und ich noch verliebt waren ...« Mams stockte kurz und fuhr dann fort. »Als wir noch verliebt waren, sind wir hier oft spazieren gegangen. Paps zeigte mir eine Stelle – Erwachsenengeheimnis nannte er das –, wo man heute noch in den Berg kommt. Ein Loch im Boden, abgedeckt mit Brettern und Bohlen.«

Der Weg machte einen scharfen Knick nach rechts. Hundert Meter weiter hielt Mams den Wagen an und blinzelte in die scharf umrissene Schwärze außerhalb der Scheinwerferkegel. »Und zwar irgendwo hier, wenn ich mich nicht täusche.« Sie zog den Schlüssel ab und öffnete die Fahrertür. »Da muss eine Taschenlampe sein, Paul. Im Handschuhfach, glaube ich.«

Delphine und Sabrina stiegen aus, während ich nach der Lampe suchte. Beide hatten auf der kurzen Fahrt kein Wort verloren. Vielleicht hatten sie dasselbe gedacht wie ich, ein Gedanke, der Mams anscheinend noch nicht gekommen war: Was, wenn Dandelion längst verschüttet war? Wenn er in Sabrinas nächstem Traum nur noch als Schatten auftauchte? Ich schüttelte die Vorstellung ab, fand die Taschenlampe unter dem Beifahrersitz, knipste sie an und warf die Wagentür zu.

»Finster«, sagte Delphine. Sie hatte Sabrina an die Hand genommen und stolperte neben mir her.

Mams ging voraus. Als sie den Weg verlassen wollte, schüttelte Sabrina energisch den Kopf. »Weiter geradeaus. Dann erst nach rechts.«

Sie folgte ihrem Instinkt wie einem unsichtbaren Seil. Ich hatte darauf bestanden, sie mitzunehmen, damit sie uns führen konnte, falls sie den Wald

wiedererkannte.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Sabrina blieb stehen. Sie legte ihren Kopf in den Nacken wie ein witterndes Tier. Es war dieselbe Haltung, mit der sie vor zwei Wochen im Garten gestanden hatte. »Hier!«

Sie zeigte auf eine niedrige Böschung.

Wir kletterten schnaufend hinauf, dann stapften wir weiter durch die Dunkelheit. Kleine Äste zerbrachen knackend unter unseren Füßen. Das Licht der Taschenlampe zauberte unwirkliche, bizarre Schatten auf den Waldboden. Taubedeckte Spinnweben glitzerten auf Farnen und jungen Tannen. Es war ein Gefühl, als wären wir die letzten Menschen auf der Welt, vier einsame Überbleibsel aus einer anderen Zeit, die sich einen Weg durch die Wildnis bahnten.

»Es kann nicht mehr weit sein.« Mams Stimme war unwillkürlich zu einem Flüstern herabgesunken. »Ich weiß es nicht mehr genau, bei Nacht sieht alles anders aus. Hätten wir nicht dahinten –?«

»Nein, weiter«, sagte Sabrina. Delphine umklammerte die kleine Hand etwas fester.

Das erste Glühwürmchen registrierte ich kaum. Es trudelte scheinbar ziellos durch die Luft, ein Nachtwanderer so wie wir. Es flimmerte vor uns in der Dunkelheit, fiel nach unten und erlosch. Ein zweites folgte und ein drittes. Ich blieb stehen.

»Was ist das?«, flüsterte Mams.

Sie kamen aus allen Richtungen. Sie schwebten links und rechts an uns vorbei, unzählige lautlose, kalt leuchtende Lichtpunkte. Das irrwitzige grüne Flackern und Flimmern senkte sich über unsere Köpfe hinweg dem vermoderten Laub entgegen und verschwand. Es geschah so schnell, dass ich mir nicht sicher war, ob es überhaupt geschah.

»Da«, sagte Sabrina zufrieden. »Wo das Feuer in der Erde wohnt.«

Mams fasste sich erstaunlich schnell, obwohl ihre Stimme ein wenig bebte. »Findet ihr nicht, dass meine Toleranz ganz entschieden überstrapaziert wird?« Sie zeigte auf die Stelle, wo gerade das letzte Glühwürmchen erlosch. »Was war das denn jetzt schon wieder?«

Keiner gab ihr eine Antwort.

»Na ja«, seufzte sie achselzuckend. »Ich will es sowieso nicht wissen. Glaubt mir ja doch kein Mensch.«

»Er ist hier.«

Sabrina klopfte auf die verwitterten Bohlen und die dünnen, auseinanderklaffenden Bretter, die den Eingang in das Höhlensystem bedeckten. Wir wären wahrscheinlich daran vorbeigegangen, wenn die Armee aus Licht nicht vor unseren Füßen darin verschwunden wäre. Eines der Bretter war verrutscht.

»Wie hoch sind die Gänge?«, fragte Delphine.

»Kommt drauf an«, erwiderte Mams. »Das Loch ist ungefähr eineinhalb Meter tief und die Gänge sind ebenso hoch. Die Höhlen sind etwas geräumiger.«

Mams und Sabrina blieben draußen. Ich war sicher, Dandelion auch ohne ihre Hilfe zu finden. Was wir taten, war bodenloser Leichtsinn, aber niemand hätte uns aufhalten können. Delphine half mir den Eingang freizulegen. Wir benötigten mehr Platz als Dandelion, dem ein entferntes Brett ausgereicht hatte, um sich in das Loch zu zwängen.

Delphine ließ sich als Erste hinabgleiten. Ich reichte die Taschenlampe nach unten und kletterte ihr nach. Sie umfasste meine Hüften und half mir hinunter. Einmal mehr verfluchte ich den eingegipsten Arm.

Meine Füße stießen auf weiches Erdreich und ich fühlte Delphines warmen Atem im Nacken.

»Passt auf euch auf!« Mams' Stimme klang hohl von oben zu uns herab. Ich nickte, obwohl ich wusste, dass sie mich nicht sehen konnte. Dann holte ich tief Luft und folgte Delphine in den Enzberg.

Wir hatten uns ein einfaches System ausgedacht: Bei jeder Verzweigung, jeder Abbiegung, auf die wir trafen, gingen wir nach links. So konnten wir uns nicht verlaufen und mussten beim Rückweg nur darauf achten, uns rechts zu halten. Wir liefen geduckt, ständig darauf bedacht, mit den Köpfen nicht an die Decke zu stoßen.

Ein schwerer, dumpfer Geruch erfüllte die Gänge. Es war kein bisschen unheimlich, im Gegenteil. Wenn wir nicht nach Dandelion gesucht hätten, wäre ich nach spätestens fünf Minuten wieder abgehauen, so langweilig war es. Gang folgte auf Gang, kleine Höhlen lösten größere ab und überall bot sich uns dasselbe Bild: kahle erdfarbene Wände, aus denen hier und da ein Stein herausschaute. Festgetretener Boden. In wenigen Höhlen zerfallene Kisten oder verrottete kleine Baumstämme, die als Sitzgelegenheiten gedient hatten. Von den Glühwürmchen sahen wir keine Spur und ich fing langsam an zu bezweifeln, dass sie wirklich existiert hatten.

Wir sprachen kaum. Das einzige Geräusch war das gedämpfte Echo unserer Schritte, das von den Höhlenwänden zurückgeworfen wurde. Wann immer wir eine Höhle betraten, ließ Delphine das Licht der Taschenlampe über den Boden huschen und sagte dann: »Weiter, los, weiter!«

Das Labyrinth war gigantisch. Zwei Städte von der Größe Bergwalds hätten hier Platz gefunden. Und tatsächlich waren in Notzeiten auch die Bewohner umliegender Dörfer hier untergeschlüpft. Ich versuchte es mir vorzustellen, das Wispern der Stimmen, das emsige Treiben in der Dunkelheit, das Warten in Angst. Ich verlor jedes Zeitgefühl, jeden Sinn für die zurückgelegte Entfernung. Ich vergaß, dass möglicherweise schon ein lautes Wort ausreichte, um vor oder hinter uns einen Gang zum Einsturz zu bringen. Und als ich gerade vorschlagen wollte zurückzugehen, die Suche der Polizei zu überlassen, fanden wir die Sonnenbrille.

Dandelion hatte sie weggeworfen. Eines ihrer Gläser war zersprungen und ich erinnerte mich daran, dass sie bei dem Gerangel mit Herrn Markowski auf den Gehsteig gefallen war.

»Sie hat ihn immer gestört«, sagte Delphine. »Weil sie ihn daran erinnert hat, dass er anders ist.«

Sie hielt die Brille noch immer in den Händen, als wir die nächste Höhle betraten. Dandelion lag zwischen Kisten und zerlumpten Säcken, zwischen vor Ewigkeiten abgebrannten Kerzenstummeln und einem verrosteten Vogelkäfig. Er hatte Gesicht und Hände über und über mit Erde eingerieben und nur an wenigen Stellen schimmerte seine weiße Haut unter dem Schmutz hervor. Seine Hose war fleckig und beißender Uringeruch erfüllte die Luft.

Ich stürzte auf ihn zu und warf mich vor ihm auf den Boden, von der grenzenlosen Angst erfüllt, er könnte tot sein.

Er lebte. Seine Atmung war flach, sein Puls kaum fühlbar. Seine Lippen waren aufgesprungen. Ich wusste nicht, ob er verletzt oder ob er nahe am Verdursten war, aber er lebte.

Delphine ging neben mir auf die Knie. »Dandelion?«

Sie schlug ihm auf die Wangen. Keine Reaktion. Kein Zittern, kein Flackern der Augen, kein Muskelzucken. Er sah aus wie ein kleiner toter Vogel, der aus dem Nest geworfen worden war.

»Kannst du ihn tragen?«, fragte ich Delphine.

»Natürlich.« Sie drückte mir die Taschenlampe in die Hand und hob ihren Bruder hoch, als wäre er eine Feder. Sie wirkte so gefasst, so

erwachsen, so meilenweit von mir entfernt. Mein Herz machte einen schmerzhaften Sprung.

Wir verließen den Enzberg. Wir rannten durch die Gänge, rechts, rechts, rechts. Ich weinte und im Schein der Taschenlampe verwandelten sich Delphines blonde Haare in fallende Sternschnuppen.

15. Kapitel

Dandelion erwachte nach zwei Tagen im Krankenhaus. Ich verbrachte in dieser Zeit fast jeden Tag bei den Schröders. Ich hörte mich gemeinsam mit Sabrina durch ihre Sammlung klassischer Musik. Ich unterhielt mich mit Erasmus und Delphine, mit Frau Schröder und mit John, der am Montagmorgen angereist war. Und nachdem Dandelion aus dem Krankenhaus entlassen worden war, unterhielt ich mich auch mit ihm.

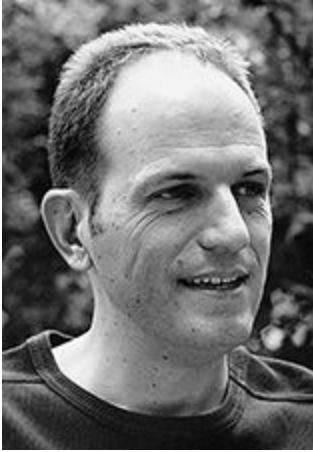
Zu Hause folgte ein Streit dem anderen. Mams stritt mit Paps, Paps stritt mit mir. Susannes sechzehnter Geburtstag kam und ging.

Dann, an einem Freitagmorgen, waren die Schröders verschwunden. Drei Wochen und vier Tage nach ihrem Einzug hatten sie die Ulmenstraße und Bergwald verlassen, wie sie gekommen waren: ohne Ankündigung, nachts, in dem verbeulten, rostigen Caravan. Vor unserer Haustür fand ich ein gelbes Band mit einem kleinen, daran befestigten Glöckchen. Sonst nichts.

Ich habe nie herausgefunden, wo in England die Schröders sich niedergelassen haben. Ich weiß nicht, wann Frau Schröder starb. Ich wartete lange auf Post, die mir nie versprochen worden war. Ich beobachtete den Einzug neuer Nachbarn in das Haus nebenan, deren erste Amtshandlung es war, vor jedem Fenster Gardinen anzubringen. Ich lachte mich schlapp über die Geburt fünf wuscheliger kleiner Bastarde durch Ursula von Hohenstetten. Ich erlebte die Scheidung der Markowskis und die Verabschiedung des Generals aus dem Schuldienst, den Tod Herrn Döllers durch einen von ihm verursachten Autounfall und das Ende der Freundschaft mit Claus.

Ich verließ Bergwald und die Ulmenstraße, als ich neunzehn Jahre alt war. Zurück blieben ein Hauptgeschäft und sieben Filialen der walserschen Metzgerdynastie, meine Eltern und meine Schwester. Zurück blieb ein Schreibtisch, in dessen unterster Schublade noch heute ein Brief in ungelenker Kinderschrift liegt. Zurück blieben alle Heinsels und alle Döllers, alle Markowskis und alle Tauchmanns dieser Welt.

Und das Schröderhaus.



© Brigitte Friedrich

Andreas Steinhöfel wurde 1962 in Battenberg geboren, arbeitet als Übersetzer und Rezensent und schreibt Drehbücher – vor allem aber ist er Autor zahlreicher, vielfach preisgekrönter Kinder- und Jugendbücher. Sein Bestseller »Die Mitte der Welt« wurde 1999 für den Deutschen Jugendliteraturpreis nominiert und ist mittlerweile in vielen Ländern der Welt erschienen.

Inhalt

[Cover](#)

[Impressum](#)

[Widmung](#)

[1. Kapitel](#)

[2. Kapitel](#)

[3. Kapitel](#)

[4. Kapitel](#)

[5. Kapitel](#)

[6. Kapitel](#)

[7. Kapitel](#)

[8. Kapitel](#)

[9. Kapitel](#)

[10. Kapitel](#)

[11. Kapitel](#)

[12. Kapitel](#)

[13. Kapitel](#)

[14. Kapitel](#)

[15. Kapitel](#)

Andreas Steinhöfel